

MEDITATIONEN ZUM BRIEF DES HEILIGEN PAULUS AN DIE PHILIPPER

ZWEITER TEIL

(Phil 2, 13 – 4, 23)

Der Apostel fährt fort:

*„Gott ist es, der das Wollen und das Vollbringen nach dem Maß des guten Willens bewirkt“
(2, 13).*

Daraus ergibt sich für uns, dass wir auf die Gnade vertrauen. Zwar sind der gute Wille und das beharrliche Streben des Menschen für die Erlangung des Heils unentbehrlich, wir müssen unser Heil in „Furcht und Zittern“ wirken, aber wir dürfen dabei auf die Gnade vertrauen, denn Gottes Größe und Majestät findet ihre Ergänzung in seiner Liebe und in seiner barmherzigen Zuwendung zum Menschen. Immer gibt uns Gott seine Gnade, und er gibt sie allen in dem Maße, in dem wir uns ehrlich bemühen. Die Gnade schaltet den Willen des Menschen nicht aus, hebt ihn jedoch auf eine höhere Stufe der Betätigung und lässt ihn eins werden mit dem Willen Gottes.

Noch ehe der Wille sich auf Gott einstellt, ist die Gnade schon da und bewirkt das rechte Wollen. Gott muss den Anfang machen, damit wir überhaupt beginnen können, uns mit ihm zu beschäftigen. Ohne die Gnade sind wir nicht imstande, irgendetwas für unsere übernatürliche Verbindung mit Gott und für unser übernatürliches Ziel zu tun. Gott bewirkt das Wollen und das Vollbringen. Seine Gnade begleitet unser ganzes Tun und Lassen. Er wirkt auf uns ein wie kein Mensch es vermag. Menschen können uns nur äußerlich helfen, Gott kann es auch innerlich.

Dass Gott in uns das Wollen und das Vollbringen wirkt, ist für uns ein großer Trost, angesichts unserer Schwachheit und angesichts der Misserfolge in unserem Bemühen um das Gute. An die Stelle der Mutlosigkeit dürfen wir immer wieder das Vertrauen zu Gott in uns wecken. Gott mutet uns zuweilen einiges zu. Aber verlässt uns nicht, wenn wir ihn nicht verlassen, und selbst wenn wir völlig versagen, verstößt er uns nicht. Im Sakrament der Buße schenkt er uns seine Liebe in außergewöhnlicher Weise. Unsere Schwäche darf uns nicht niederdrücken, denn wir wissen uns gestützt durch Gottes Gnadenhilfe, die da das Maß unserer Aufnahmebereitschaft noch übertrifft. Kein guter Entschluss, keine verdienstliche Tat kommt ohne Gottes Mitwirkung zustande, aber Gott wirkt in uns als in freien Menschen, weshalb der

Erfolg unser Werk und damit verdienstlich ist, zugleich aber auch Gottes Werk und damit Gnadengabe. Paulus spricht an dieser Stelle das geheimnisvolle Zusammenwirken von Gnade und Freiheit an¹.

Und er fährt fort in den Ermahnungen, die er den Philippnern erteilt:

„Tut alles ohne Murren und ohne Zögern“ (2, 14),

„dann seid ihr tadellos und fehlerfrei, lautere Kinder Gottes inmitten eines verkehrten und verdorbenen Geschlechtes, unter dem ihr leuchtet wie Sterne im Weltall“ (2, 15).

Wenn wir uns mit der Gnade Gottes bemühen, all unsere Aufgaben *„ohne Murren und ohne Zögern“* zu verrichten, dann geben wir Gott die Ehre und dann bewähren wir uns in der nicht selten gottfernen Welt unserer Tage.

Wir murren unter Lasten, von denen wir meinen, dass wir sie nicht tragen können, wir murren aber auch bei Aufgaben, von denen wir meinen, dass wir sie nicht lösen können. Das Murren geht aus der Unzufriedenheit und aus der Verdrießlichkeit hervor, die sich einstellen, wenn wir keine Hilfe und keinen Ausweg sehen. Wenn Gott in uns lebt und wirkt, können wir mutig und unverzagt, ohne Zaudern und ohne Zögern jeder Schwierigkeit begegnen. Bei dem Propheten Jesaja lesen wir: *„Fürchte dich nicht; denn ich bin bei dir. Wanke nicht; denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich und helfe dir. Ich halte dich mit meiner heilbringenden Rechten“* (Jes 41, 10).

An die Stelle der Unzufriedenheit und der Verdrießlichkeit setzen wir, wenn wir in Schwierigkeiten geraten, als Christen stille Zufriedenheit und seelische Überlegenheit. Sie fließen hervor aus dem Vertrauen, das wir Gott entgegenbringen.

Unser Leben steht unter der Führung Gottes. Wenn wir das wirklich glauben, werden wir uns auch dann mit innerer Zustimmung seiner Führung hingeben, wenn er uns auf Wegen der Prüfung und des Leidens führt. In dieser Gesinnung erweisen wir uns als *„lautere Kinder Gottes“*, als *„tadellos und fehlerfrei“* in einer ungläubigen Welt. Diese Welt bezeichnet

¹ Vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 86 - 89; Alfred Wikenhauser, Otto Kuss, Regensburger Neues Testament, Bd. VII: Paulusbriefe 2, Regensburg 1959, 186.

Paulus als verkehrt und verdorben. In der Dunkelheit der Gottesferne strahlen die Gotteskinder wie Sterne am nächtlichen Himmel.

Die Philipper, so die Mahnung des Völkerapostels, sollen sich bemühen, durch ihr ganzes Verhalten die Großtaten dessen zu verkünden, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat. Sie sollen das Licht, das sie im Sakrament der Taufe empfangen haben, in die Welt hinaustragen. Heute hat die Welt diese Sicht nötiger denn je, denn die Bosheit nimmt überhand, die Liebe erkaltet und selbst Auserwählte werden in die Irre geführt. Zuweilen hat man den Eindruck, dass wir in einer apokalyptischen Zeit leben².

Der Apostel fährt fort in seinen Mahnungen an die Philipper:

„Haltet fest am Wort des Lebens, damit ich am Tage Christi den Ruhm habe, dass ich nicht umsonst gelaufen bin und mich nicht vergeblich abgemüht habe“ (2, 16).

Wenn die Philipper sich im Guten bewähren und ihrer Berufung die Treue halten, dient das nicht nur der Ehre Gottes, sondern auch dem Ruhm des Apostels am Tage Jesu Christi. Auch das könnte ein Motiv sein für die Philipper, dass sie sich anstrengen.

Die Philipper sind ein Werk der Gnade Gottes, sie sind aber auch ein Werk des Apostels, der sich wie kein anderer von Gott hat in Dienst nehmen lassen. Wie kein anderer hat er sich mit seinem missionarischen Wirken identifiziert.

Paulus freut sich über die geleistete Arbeit im Dienste Christi. Das ist legitim. Diese Freude steht nicht der Demut im Weg. Demut ist Wahrheit, und sie fordert von uns im Grunde nur das, dass wir bei der Wahrheit bleiben und Gott die Ehre geben.

Wenn wir Gutes schaffen, hat Gott uns dazu befähigt. Das müssen wir immer bedenken. Dadurch wird unsere Freude nicht beeinträchtigt, im Gegenteil, sie wird auf das höhere Niveau der göttlichen Freude emporgehoben³.

² Vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 89 - 91; Alfred Wikenhauser, Otto Kuss, Regensburger Neues Testament, Bd. VII: Paulusbriefe II, Regensburg 1959, 186 f.

³ Vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 91 - 93.

Der Apostel fährt fort in seinem Brief:

„Und wenn ich auch beim priesterlichen Opferdienst an eurem Glauben mein Blut vergießen muss, so freue ich mich doch und frohlocke mit euch allen“ (2, 17).

„Seid auch ihr darüber froh und freuet euch mit mir“ (2, 18).

Man könnte diese beiden Verse auch so übersetzen:

„Doch wenn ich auch wie eine Trankspende über dem Opfer und dem heiligen Dienst eures Glaubens ausgegossen werde, so freue ich mich und freue mich mit euch allen. In gleicher Weise sollt auch ihr euch freuen und euch mit mir freuen (2, 17 f)“.

Wenn die Philipper Gott die Ehre geben, so gereicht das auch dem Apostel zur Ehre, denn die Hirten müssen, wie es im Hebräerbrief heißt, Rechenschaft ablegen über ihr missionarisches Wirken (Hebr 13, 17). Nun stellt der Apostel fest, dass, wenn er am Ende sein Lebenswerk mit dem Blut bezeugen muss, wenn er sterben muss um des Glaubens willen, den er den Philippern und vielen anderen verkündet hat, dass das für ihn dann ein Grund der Freude ist. In dem Augenblick, als der Apostel diesen Brief an die Philipper verfasst, hat er den Eindruck, dass sein Prozess, der bereits zwei Jahre läuft, einen guten Ausgang nehmen wird. Er weiß jedoch, dass diese Art von Prozessen und überhaupt viele Prozesse nur den Schein des Rechtes wahren, dass sie in Wirklichkeit das Recht benutzen, um Unrecht zu sprechen. Solches ist charakteristisch für alle totalitären Regime und für moralisch korrumpierte Richter. Paulus weiß, dass es mit seinen Richtern nicht weit her ist. Deswegen könnte auch dieser sein Prozess trotz allem mit einem Todesurteil enden. Dann, wenn das einträte, wäre er nicht traurig, im Gegenteil, er würde sich freuen, und die Philipper sollten sich mit ihm freuen. Durch sein Martyrium würde sein missionarisches Wirken bekräftigt, denn sein ganzes Leben war nichts Anderes als ein fortgesetzter Opferdienst an seinen Christen. Durch die Verkündigung des Glaubens hat er sie zu Christus geführt, durch die Taufe hat er sie ihm einverleibt und hat sie ständig dazu angehalten, sich in treuer Selbstüberwindung als reines und makelloses Opfer Gott darzubringen. Darum geht es ja in unserer christlichen Berufung, dass wir uns jeden Tag aufs Neue Gott schenken und uns so mit Christus vereinigen, der uns durch die Hingabe seines Lebens am Kreuz erlöst hat. Wenn das Leben in der Hingabe schon für die Gläubigen gilt, um wie viel mehr gilt das dann für die Hirten.

Von den Hirten verlangt Gott mehr als von der Herde. Das hat man heute vielfach innerhalb der Kirche vergessen. Mit Nachdruck hat das Konzil von Trient betont, dass die Priester ein heiligeres Leben führen müssen als die Gläubigen, für die sie bestellt sind. Hier liegt wohl der eigentliche Grund für die desolante Situation der Kirche der Gegenwart.

Erst heute wird mir existentiell bewusst, wie wichtig es gewesen ist, dass unsere Vorsteher im Priesterseminar einst so sehr darauf insistierten, dass wir als angehende Priester uns um ein heiligmäßiges Leben bemühten, dass sie uns klar machten, dass es für den Priester in erster Linie darauf ankommt, dass er ein religiöses Leben führt, das sich gänzlich konzentriert auf die tägliche Feier der heiligen Messe und von daher seine Kraft empfängt. Hier ist vor allem auch daran zu erinnern, dass der Glaube über kurz oder lang Schiffbruch erleidet, wenn das religiöse Leben auf der Strecke bleibt. Heute erleben wir es allenthalben, dass die Priester, die kein religiöses Leben mehr führen, nicht nur das Kirchenrecht und im Grunde alle Weisungen der Kirche missachten, sondern auch keine Scheu haben, den Glauben der Kirche zu verfälschen oder zu verkürzen oder gar ohne jeden Glauben weiter zu machen, um die Segnungen der Kirche in Anspruch nehmen zu können.

Würde der Prozess negativ ausgehen für Paulus, er würde dann den Tod auf sich nehmen, er würde dann den natürlichen Schmerz, mit dem sein Opfergang verbunden sein würde, durch den sieghaften Glauben an die Vollendung in Christus überwinden. Für ihn wäre es dann die größte Freude, wenn sich die Philipper durch sein Blutzeugnis anstecken lassen würden. „Der gute Hirt gibt sein Leben hin für seine Schafe“ (Joh 10, 11). Dieses Schriftwort wird immer wieder in der Liturgie verwendet, wenn der Gedenktag oder der Festtag eines heiligen Bischofs gefeiert wird.

Unsere Gebete finden Unterstützung durch das Opfer. Gebet und Opfer sind die entscheidenden religiösen Grundakte. Im Gebet und im Opfer wenden sich die Menschen in allen Religionen der Gottheit zu. Wir opfern uns, wenn wir uns versagen, wenn wir Verzicht leisten, wenn wir geduldig unsere Misserfolge ertragen, wenn wir freiwillige Sühne leisten. Darauf werden wir hingewiesen und dazu verpflichtet wir uns in der rechten Mitfeier der heiligen Messe, in der wir den Tod des Herrn feiern, sofern in ihr das Opfer von Golgotha sakramental vergegenwärtigt wird⁴.

⁴ Alfred Wikenhauser, Otto Kuss, Regensburger Neues Testament, Bd. VII: Paulusbriefe II, Regensburg 1959, 186f; vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 93 - 95.

Ging es in den Versen 12 - 18 des 2. Kapitels unseres Briefes um die Früchte der Reinheit in der Gemeinde, geht es in den Versen 19 - 30 des zweiten Kapitels um die Einheit im Klerus. Für die erfolgreiche Arbeit an der Herde ist es von großer Bedeutung, dass ihre Hirten in brüderlichem Einvernehmen zusammenarbeiten. Gerade hier zeigt sich heute ein moralisches und religiöses Defizit, wie wir es solange ich denken kann, in der Kirche noch nicht gehabt haben. Kaum irgendwo klappt es mit der Zusammenarbeit, und die allermeisten Priester fühlen sich wohler in der Gemeinschaft der Laien als in der Gemeinschaft ihrer Mitbrüder. Die ständigen Auseinandersetzungen lähmen unendlich viele Kräfte. Die bürokratische Neuordnung der Seelsorge mit den „Seelsorge-Teams“ wird dieses Problem mit Sicherheit verschärfen. Der letzte Grund liegt natürlich in dem schwachen oder nicht mehr vorhandenen Glauben der Hirten. Verloren haben sie ihn entweder während des Studiums oder in den Enttäuschungen in den Gemeinden. In nicht wenigen Fällen dürften sie auch ohne Glauben mit dem Theologiestudium begonnen haben und in das Priestertum eingetreten sein. Dort hat man aber weder die Glaubenslosigkeit des Alumnus erkannt noch beachtet noch geheilt. Von einer religiösen Atmosphäre kann in den allermeisten Priesterseminaren keine Rede sein. Wenn man nicht gar die Meinung vertritt, ein frommer und gottverbundener Priester sei ein Anachronismus, je weltläufiger ein Priester sei, um so besser könne er die Kirche repräsentieren und in der Gemeinde wirken. Das Ideal eines Pfarrers von Ars (1786 – 1859), dafür mögen einzelne Alumnus aufgeschlossen sein, aber auf keinen Fall ist dafür der Spiritual oder der Regens aufgeschlossen. Erst recht nicht der Subregens oder der Repetitor. Sie setzen auf Psychologie und Gruppendynamik, sind infiziert von der modernen Gnosis, nicht selten als fünfte Kolonne der „sanften Verschwörung des Wassermannes“.

Aber nun zurück zu unserem Brief. Ich sagte, es geht hier in den Versen 19 - 30 des zweiten Kapitels um die Einheit im Klerus, die unerlässlich ist für die erfolgreiche Arbeit an der Herde. Das ist hier ähnlich wie bei jeder Erziehungsarbeit, sei es in der Familie oder in der Schule. In diesem Zusammenhang erwähnte Paulus zwei Mitarbeiter, nämlich Timotheus (2, 19 - 24) und Epaphroditus (2, 25 - 30). Das vorbildliche Verhältnis, in dem die zwei zu ihrem Meister stehen, ist zunächst auf Paulus zurückzuführen. In dessen Verhältnis zu Timotheus treten besonders die völlige Selbstlosigkeit hervor (2, 19 – 21) und die väterliche Liebe des Apostels (2, 24). Epaphroditus steht Paulus persönlich nicht so nahe wie Timotheus. Das bedeutet jedoch nicht, dass das Verhältnis nur rein dienstlich ist. Paulus zeugt ihm aufrichtige Anerkennung (2, 25 f) und liebevolle Teilnahme (2, 27 - 30). - Nun zu den einzelnen Versen:

„Ich hoffe im Herrn Jesus, Timotheus bald zu euch senden zu können, damit ich beruhigt bin, wenn ich erfahre, wie es um euch steht“ (2, 19).

Paulus präsentiert sich uns in seinen Briefen immer wieder als ein Mann von außergewöhnlicher Selbstlosigkeit: in seiner römischen Gefangenschaft war Paulus in einem Prozess auf Leben und Tod verwickelt. Ein solcher Prozess bringt äußerste Nervenanspannung mit sich, besonders wenn die Rechtslage unsicher und die Rechtspflege gewissenlos ist. Während der Haft hatte er in einem Gefängnis, wie sie sich damals darstellten, unter mancherlei körperlichen Beschwerden zu leiden, zumal er zeitlebens von schwacher Gesundheit war. Trotzdem kreist er in seinen Gedanken nicht um das eigene Ich. Es beschäftigt ihn das Wohl und Wehe der Seinigen mehr als die Sorge um die eigene Person. Wenn er sich entschließt, Timotheus zu den Philippern zu schicken, verzichtet er für sich auf den Menschen, der ihm am nächsten steht, auf dessen Gegenwart und Hilfe er in seiner schweren Lage nur unter größten Opfern verzichten kann. Den Wunsch der Philipper, Näheres über die Lage des Apostels zu erfahren, hätte auch Epaphroditus, der Überbringer des Briefes, erfüllen können. Was Paulus aber zu dem schmerzlichen Verzicht auf seinen Helfer Timotheus bewegt, ist die Sorge um die geliebte Gemeinde. Durch einen zuverlässigen Menschen, den er genau kannte, der auch einen seelsorglichen Blick hatte und die Verhältnisse als Unbeteiligter objektiv beurteilen konnte, wollte er über die seelische Verfassung seiner Gemeinde persönlich unterrichtet werden.

Die Selbstlosigkeit des Apostels zeigt sich nicht nur gegenüber den Philippern, sie zeigt sich auch gegenüber Timotheus selbst. Der Apostel hätte an sich mit der gewünschten Information über Philippi auch warten können, bis er selber dorthin kam und sich dann um jeden Einzelnen kümmern konnte. Wenn er Timotheus zu den Philippern schickt und diesem die Sorge um die Gemeinde überträgt, die ihm so sehr ans Herz gewachsen war, wenn er so Letztes und Persönlichstes auf seinem apostolischen Arbeitsfeld abtritt, zeigt er damit, dass er frei ist von allem Egoismus, dass er keine geistliche Eifersucht kennt und dass er nicht der Meinung ist, er sei allein imstande, den seelischen Interessen der Philipper in rechter Weise zu dienen. Paulus ist der Meister, er ist dem Schüler Timotheus weit überlegen. Dabei vergisst er aber nicht, dass Gott der eigentliche Seelsorger ist, der schließlich mit jedem Werkzeug sein Ziel bei den Menschen erreichen kann.

Paulus sendet Timotheus im Namen Jesu, das heißt: Er vertraut ihn Christus an, er wird ihn beschützen auf seiner nicht ungefährlichen Reise und seine Sendung an die Philipper segnen.

Paulus ist nicht der Meinung, dass nur er alles allein kann. Er kann Aufgaben abtreten, weil er auch anderen etwas zutraut. Gerade an dieser Selbstlosigkeit fehlt es heute nicht nur im Raum der Kirche, sondern auch in den Familien wie auch im beruflichen Leben. Die Unfähigkeit, Aufgaben zu delegieren und anderen etwas zuzutrauen, und die Neigung, alles selber tun zu wollen, bringt viel Unfrieden in die Kirche, in die Familien und in das berufliche Leben. Die Selbstlosigkeit des Apostels sollte eine Weisung sein auch für unser Leben.

Paulus fährt fort in seinem Brief bzw. in seinen persönlichen Mitteilungen an die Philipper:

„Ich habe keinen, der ihm (Timotheus) gleichgesinnt und so aufrichtig um euch besorgt ist“ (2, 20).

„Denn alle anderen denken nur an sich, nicht an die Sache Jesu Christi“ (2, 21).

Timotheus ist von Paulus erzogen und geschult worden, wohl mehr durch das persönliche Beispiel als durch viele Worte. Von ihm weiß der Apostel, dass er die richtige priesterliche Einstellung hat, denn keinen kennt er so genau und auf keinen kann er sich so verlassen, keinen aber hat er auch selbst so nötig. Vor allem weiß er, wie echt und aufrichtig Timotheus um die Philipper besorgt ist, dass er sich ihrer ganz im Geist des Apostels annehmen wird und für sie alles tun wird, was in seinen Kräften steht. Deshalb schickt er ihn, ohne an seine persönlichen Interessen zu denken. Dabei schenkt er dem Timotheus überaus großes Vertrauen, wenn er den Philippern erklärt, wie sehr er ihn schätzt und was sie von ihm erwarten dürfen. Er betraut ihn nicht mit dieser Aufgabe, weil ihn die Verhältnisse dazu zwingen, sondern weil er es gern tut. Dadurch macht er ihm Mut und bestärkt die Philipper im Vertrauen zu ihm.

Wer die Vorzüge und die Fähigkeiten anderer anerkennt und ehrlich hervorhebt, zeigt eine demütige Gesinnung. Diese ist unentbehrlich für die Seelsorge und für die Erziehungsarbeit und nicht zuletzt auch für unser Apostolat. Je mehr wir uns von unserem eigenen Ich gelöst haben, umso besser und umso wirksamer kann Gott uns als Werkzeug gebrauchen. Zudem hilft uns die selbstlose Demut, die Enttäuschungen des Alltags ohne Verbitterung zu ertragen. Nur der selbstlos Demütige ist bereit, auf persönliche Bindungen und Anhänglichkeiten zu verzichten, wenn die Interessen des Berufes es erfordern. Er wird gleichmütig sein, wenn man seinen Einsatz nicht schätzt und achtet. Dann wird er die Menschen nicht verdammen, die ihm die

Anerkennung vorenthalten, sondern zu verstehen wissen, dass nicht alle gleich geartet sind und dass jeder nur das besitzt und betätigt, was ihm von Gott gegeben ist.

Paulus fährt sodann fort:

„Denn alle anderen denken nur an sich, nicht an die Sache Jesu Christi“ (2, 21).

„Seine erprobte Treue kennt ihr. Wie ein Kind dem Vater, hat er mit mir dem Evangelium gedient“ (2, 22).

In Timotheus findet Paulus die gleiche Gesinnung, die in ihm selber lebendig ist. Auch dieser ist selbstlos, objektiv und an die Sache Christi hingegeben. Das empfiehlt ihn als Sendboten und rechtfertigt das Vertrauen des Apostels, dass er in Philippi selbstlos und klug alles veranlassen wird, was die dortige Lage erfordert.

Das positive Urteil über Timotheus besteht im Gegensatz zu dem scharfen Urteil, das Paulus über die anderen Leute seiner Umgebung fällt. Diese sind selbstsüchtig und missgünstig. Sie verkündigen Christus aus Eifersucht und nicht in lauterer Absicht und vergrößern die Leiden seiner Gefangenschaft. Davon spricht Paulus im ersten Kapitel in Vers 17⁵. Geärgert hat er sich über deren kleinliche Eitelkeit und selbstsüchtiges Denken, sich dann aber mit dem Gedanken getröstet, dass wichtiger als die Einstellung der Verkündiger schließlich der Inhalt der Verkündigung ist: *„Wenn nur Christus auf jede Weise gepredigt wird, sei es mit oder ohne Nebengedanken (1, 18)“*. Daran denkt der Apostel nun, da er auf Timotheus zurückgreifen muss, um einen zuverlässigen Abgesandten zu haben.

Bei der Sendung, die Paulus im Auge hat, handelt es sich um eine lange und mühevollen Reise, egal ob man den stürmischen Seeweg um die Südspitze Griechenlands wählt oder den beschwerlichen Landweg durch Griechenland. Wären die erwähnten Prediger in Rom opferwillige Diener des Evangeliums gewesen, hätte Paulus diese nach Philippi schicken können. Wenn er feststellt *„denn alle anderen denken nur an sich, nicht an die Sache Jesu Christi“ (2, 21)*, spricht daraus eine gewisse Verärgerung. So muss er nun den Timotheus, seinen treuesten Schüler und Mitarbeiter, schicken, den er lieber zu seinen Diensten in Rom behalten hätte, von dem er sich nur ungern trennte. Noch einmal spendet er indessen ihm das höchste

⁵ Alfred Wikenhauser, Otto Kuss, Regensburger Neues Testament, Bd. VII: Paulusbriefe II, Regensburg 1959, 188.

Lob. Dabei kann er an die eigene Erfahrung der Philipper appellieren, sie kannten ihn ja schon aus der Gründungszeit der Gemeinde, da er dem Apostel ein treuer Helfer war. Damals waren sie Zeugen davon, dass Timotheus dem Paulus wie ein Kind seinem Vater ergeben war und sich unermüdlich für die Sache des Evangeliums einsetzte.

Angesichts des Eifers, der Selbstlosigkeit und der Opferbereitschaft des Timotheus müssen wir uns immer wieder fragen, ob wir bei der Arbeit, die wir im Dienste Gottes tun, uns selbst, unsere Ehre und unseren Vorteil suchen, obschon wir meinen, es ginge uns um Gott und um seine Ehre. Hier liegt die große Gefahr vor, dass wir uns selbst täuschen. Die Selbsttäuschung hat eine große Macht in unserem Leben. Deswegen müssen wir immer wieder unser Tun und Lassen selbstkritisch überprüfen. Im Buch der Sprüche heißt es: „Mancher Weg scheint dem Menschen gerecht, und doch führt sein Ende zum Tode“ (Spr 14, 12).

Was die Sendung des Timotheus nach Philippi angeht, stellt der Apostel fest:

„Ihn hoffe ich zu schicken, sobald ich übersehen kann, wie meine Sache ausläuft“ (2, 23).

„Ich vertraue aber auf Gott, dass ich auch selbst bald kommen kann“ (2, 24).

Timotheus soll den Philippern gleich über den Ausgang des schwebenden Prozesses berichten. Die Entscheidung muss demnach bald fallen und bis dahin soll er seine Reise noch verschieben. Dass Paulus mit einem Freispruch rechnete, zeigt die Bemerkung, er hoffe, auch selbst bald kommen zu können. Er vertraut dabei allerdings auf den Herrn. Auf jeden Fall wird Timotheus, sobald der Stand der Verhandlungen einen sicheren Schluss gestattet, die Reise nach Philippi antreten können.

Nicht bloß für Timotheus, auch für die Philipper ist der Apostel wie ein Vater, der immer sorgt und ständig auf das Wohl der Seinen bedacht ist. Deshalb schreibt er ihnen diesen Brief und lässt ihn durch Epaphroditus überbringen. Deshalb schickt er in Kürze den Timotheus zu ihnen und bereitet bereits dessen Abreise vor und am Ende will er selber kommen. Dabei sind die Philipper durchaus nicht die einzige Gemeinde, viele Gemeinden hat er gegründet. Aber sein Herz ist weit und reich an Liebe, weil er fortgesetzt aus dem unendlichen Born der göttlichen Liebe schöpft.

Immer ist es so, dass die Liebe Gottes die Quelle unserer Nächstenliebe ist, unserer Selbstlosigkeit und unserer Opferbereitschaft. Bei Gott ist es so, dass die Liebe sein Wesen ist, bei uns ist sie nur eine Eigenschaft. Weil wir aber als Kinder Gottes etwas von dem Wesen Gottes in uns tragen, müssen wir die Selbstlosigkeit und die liebende Hinwendung zu den Menschen, vor allem wenn sie in Not sind, in physischer und seelischer Not, zu Grundelementen unseres Lebens machen. Das ist umso notwendiger, je mehr der Hass die Menschen und die Völker entzweit, je mehr sich auch der Hass inmitten der Kirche und der Christenheit einnistet. Wo der Glaube schwach ist, da erkaltet die Liebe. Im 1. Johannesbrief heißt es: „Lasst uns einander lieben. Denn die Liebe ist aus Gott. Wer die Liebe hat, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Wer die Liebe nicht besitzt, hat Gott nicht erkannt. Denn Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4, 7).⁶

In den folgenden Versen unseres Briefes zollt der Apostel seinem Mitarbeiter aus Philippi, Epaphroditus, aufrichtige Anerkennung (2, 25 f) und beweist ihm herzliche Anteilnahme. Er erklärt:

„Ferner hielt ich es für notwendig, den Epaphroditus, meinen Bruder, Mitarbeiter und Mitkämpfer, den ihr gesandt und beauftragt habt, mir in meiner Not zu helfen, wieder zu euch zurückzuschicken“ (2, 25).

„Er hatte Sehnsucht nach euch allen und war voll Unruhe, weil ihr gehört hattet, er sei krank“ (2, 26).

Nur an dieser einen Stelle erwähnt Paulus seinen Mitarbeiter Epaphroditus. An keiner anderen Stelle wird er sonst genannt in den Paulusbriefen. Er hatte wohl eine besondere Stellung inne in der Gemeinde von Philippi. Nach späteren Berichten war er Bischof und starb den Martertod. Im römischen Martyrologium wird sein Gedenktag am 22. März gefeiert. Er stand Paulus nicht so nahe wie Timotheus, aber persönliche Beziehungen dürfen im Reiche Gottes nicht ausschlaggebend sein. Dass er für die Sache Christi sich einsetzte, war für Paulus Grund genug, mit aller Wärme für ihn einzutreten. Die empfehlenden Worte des Apostels für ihn sind darum so herzlich und ausführlich, weil die Philipper nicht damit rechneten, dass ihr Abgesandter so schnell zurückkehren würde. Sie hatten ihn doch nach Rom geschickt, damit er dem Apostel ihre Spende überbringe und ihm in seiner Gefangenschaft und bei dem Prozess

⁶ Vg. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 95 - 104.

Hilfe und Erleichterung verschaffe, wo und wie immer das möglich war. Deshalb hatten sie wohl damit gerechnet, dass er bis zum Ende der Gefangenschaft bei Paulus bleiben werde. Wird er nun so unvermutet rasch zurückgeschickt, liegt der Gedanke nahe, dass er versagt hat und dass Paulus keinen Wert legt auf sein weiteres Verbleiben. Aber gegen diesen peinlichen Verdacht nimmt Paulus ihn nachdrücklich in Schutz. Er nennt den Epaphroditus seinen Bruder. Wie weit er sich als solcher dem Paulus durch besondere Dienste erwiesen hat, wissen wir nicht, weil er sehr bald nach seiner Ankunft in Rom schwer erkrankte. Jedenfalls sieht Paulus in ihm einen Mitarbeiter, der sich genau so wie er mit aller Kraft für das Reich Gottes eingesetzt hat. Durch seine Krankheit, die er sich in der Erfüllung seines Auftrags zugezogen hat, ist er Paulus noch näher gekommen. Denn damit ist er ihm zu einem Leidensgefährten geworden. Gemeinsames Leiden verbindet mehr noch als gemeinsame Freude. Der eine war an sein Krankenlager gefesselt, der andere an seine Gefangenschaft. Im Leiden werden wir Christus gleich gestaltet (Phil 3, 10).

Der österreichische Schriftsteller Adalbert Stifter (+ 1868), der viel gelitten hat in seinem Leben - 63 Jahre alt ist er geworden - nennt den Schmerz einen dunklen, heiligen Engel, durch den die Menschen größer geworden sind als durch alle Freuden der Welt. Das Leid hat sühnenden und läuternden Charakter. Der Schriftsteller Reinhold Schneider (+ 1958) meint, wenn man zum Glauben komme, zum wirklich überzeugten Glauben, sei das nur möglich durch die Bedrängnis, durch das Leid, durch die Not, durch die geistige und die körperliche Not. „Per crucem ad lucem“ - das ist so etwas wie eine christliche Grundkategorie (vgl. 2 Kor 4, 8 ff; 6, 9ff).

Papst Johannes Paul II. hat uns am 11. Februar 1984 ein apostolisches Schreiben über das Leiden, „*Salvifici dolores*“, geschenkt. Darin schreibt er: „Die Heilige Schrift ist ein großes Buch über das Leiden. Wir nennen aus den Büchern des Alten Testaments nur einige Beispiele von Situationen, die vom Leiden gezeichnet sind, vor allem vom moralischen Leiden: Todesgefahr, Tod der eigenen Kinder und besonders Tod des erstgeborenen und einzigen Sohnes, ferner Kinderlosigkeit, Heimweh nach dem Vaterland, Verfolgung und Feindseligkeit der Umwelt, Spott und Hohn für den Leidenden, Einsamkeit und Verlassenheit, dann auch Gewissensbisse, die Schwierigkeit zu begreifen, warum es den Frevlern gut geht und die Gerechten leiden, Untreue und Undankbarkeit von Seiten der Freunde und Nachbarn und schließlich das Unglück des eigenen Volkes“⁷.

⁷ Johannes Paul II., *Salvifici doloris*, Nr. 6.

Immer weist das Leiden auf einen Mangel hin. Christus hat gelitten und den Tod auf sich genommen, damit wir leben.

Hinter allem Leid steckt letzten Endes die Sünde. In dem apostolischen Schreiben über das Leiden erklärt Papst Johannes Paul II., der Sieg Christi über Sünde und Tod werfe auf jedes einzelne Leiden ein neues Licht, das Licht der Erlösung⁸.

Paulus schreibt im 2. Korintherbrief: „Wie uns ... die Leiden Christi überreich zuteil geworden sind, so wird uns durch Christus auch überreicher Trost zuteil“ (2 Kor 1, 5).

In den folgenden Versen unseres Briefes zeigte Paulus aufrichtige Teilnahme für die Erkrankung des Epaphroditus (2, 27). Er ist besorgt für seine Reise (2, 28) und für sein weiteres Wirken in Philippi (2, 29 f).

Paulus schreibt:

„Er war wirklich auf den Tod erkrankt. Doch Gott hatte Erbarmen mit ihm, und nicht nur mit ihm, sondern auch mit mir, damit ich nicht Leid über Leid hätte“ (2, 27).

„Umso mehr beeile ich mich, ihn zu senden, damit ihr euch freut, ihn wieder zu sehen und ich eine Sorge weniger habe“ (2, 28).

„Nehmt ihn also mit aller Freude im Herrn auf, und haltet solche Männer in Ehren“ (2, 29).

„Denn um des Werkes Christi willen ist er dem Tode nahe gekommen. Er hat sein Leben aufs Spiel gesetzt, um das zu ergänzen, was bei eurem Liebesdienst für mich noch fehlte“ (2, 30)“.

Epaphroditus war in der Fremde erkrankt. Das ist an sich schon sehr unangenehm. Bei ihm kam noch hinzu, dass er die Reise gemacht hatte, um Paulus zu Diensten zu sein, um etwas für ihn zu leisten. Nun brauchte er selber Hilfe. Das war enttäuschend für ihn. In der Schilderung dieser Situation begegnet uns bei Paulus keinerlei Unmut und keinerlei Ungeduld. Im Gegenteil. Er freut sich mit dem Erkrankten, dass Gott ihn wieder hat gesund werden lassen. In diesem Faktum begegnet uns wieder einmal der edle und selbstlose Charakter des Apostels.

⁸ Ebd., Nr. 15.

Die Teilnahme des Apostels an dem Schicksal seines Mitkämpfers geht jedoch noch weiter. Denn er hat nicht nur großes Verständnis für ihn, sondern er leidet gar mit ihm. Er bangte um Epaphroditus und rief und ruft in innigem Gebet Gottes Erbarmen auf ihn herab und sieht dabei über den Ausfall seiner Arbeitskraft und die Unannehmlichkeit der eigenen Lage gänzlich hinweg. Im Gegenteil: Er ist Gott überhaupt dankbar, dass sein Mitkämpfer am Leben geblieben ist. Sein Tod hätte ihm „Leid über Leid“ gebracht. Da zeigt sich noch einmal die innere Verbundenheit des Paulus mit seinem Mitarbeiter. An seine eigene Bedrängnis denkt er zuletzt. Das zeigt sich auch darin, dass er sich beeilen will, Epaphroditus nach Philippi zu senden, damit die Philipper ihn wieder sehen und er sich nicht mehr um sie zu sorgen braucht. Er will gar alles aufbieten, um die Abreise des Epaphroditus zu beschleunigen. Auch ihm wird es ein Trost sein, ihn wieder gesund zurück zu wissen.

Mit großer Eindringlichkeit ermahnt Paulus sodann die Philipper, ihn daheim gut und freudig aufzunehmen. Diese ausdrückliche Mahnung spricht dafür, dass doch ein gewisses Misstrauen in Philippi laut geworden ist gegen den Abgesandten. Sollte das der Fall sein, in den Augen des Paulus wäre das Unrecht. Deshalb ermahnt er die Philipper nachdrücklich, ihn in Freude aufzunehmen und findet dabei aufs Neue Worte der Anerkennung für seine Person. Kein Rest von Missstimmung darf in ihnen zurückbleiben, „im Herrn“ sollen sie ihn aufnehmen. Epaphroditus muss in Ehren gehalten werden, weil er zu jenen Männern gehört, die um Christi willen ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben.

Paulus will dem Epaphroditus nicht nur eine freundliche Aufnahme in Philippi sichern, er sucht auch dem ferneren Wirken seines Mitkämpfers in der Heimatstadt einen möglichst günstigen Boden zu bereiten. Die Aufforderung, ihn „im Herrn“ und „mit aller Freude“ aufzunehmen und apostolische Männer in Ehren zu halten, klingt fast wie ein amtlicher Befehl. Sie hätte die Philipper auf den Gedanken bringen können, es sei doch bei ihrem Abgesandten nicht alles in Ordnung und Paulus wolle jede Kritik mit seiner Autorität unterdrücken. Solchen Vermutungen begegnet er durch die ausdrückliche Versicherung, dass Epaphroditus nicht durch einen unglücklichen Zufall, sondern „*um des Werkes Christi willen dem Tod nahegekommen*“ ist, weshalb er wie jemand zu behandeln ist, der mit dem Einsatz seines Lebens für Christus Zeugnis abgelegt hat. Paulus vergleicht ihn von daher gewissermaßen mit den Märtyrern.

In den Augen des Paulus hat Epaphroditus sich nicht nur für Christus opfern wollen, sondern auch für die Philipper und nicht zuletzt für Paulus selbst. Darum haben die Philipper allen Grund, ihm dankbar zu sein und ihm diesen Dank durch liebende Aufnahme bei seiner Rückkehr zu erweisen.

Die vielen Worte, die Paulus in diesem Zusammenhang macht, zeigen uns die feine Art, mit der er Bedenken ausräumt, Missstimmungen verhindert, seelsorgliche Beziehungen enger knüpft und sie neu beseelt. Daraus sprechen tiefe Seelenerkenntnis und reiche Erfahrungen, aber mehr noch die Liebe des Paulus zu Christus und zu den Menschenseelen. Sie gibt ihm die richtigen Worte ein und rückt das ganze Szenario in das Licht des ewigen Gottes.

Alle Situationen, und seien sie noch so unangenehm, können wir überwinden, wenn die Liebe des Paulus, die Liebe zu Gott und zu den Menschen, in uns lebendig ist. Wo die Liebe das Maß des Denkens und Handelns ist, da gibt es keine ausweglosen Situationen mehr. Denn wo die Liebe herrscht, da ist Gott selber schon am Werk.

Manchmal fällt es uns schwer, die Liebe zu bewahren, weil wir enttäuscht wurden oder weil wir allzu viel Undank ernteten. Auch Paulus hatte bittere Erfahrungen machen müssen in seinem missionarischen Wirken und oftmals vergeblich auf den Dank jener gewartet, für die er sich rückhaltlos eingesetzt hatte.

Zu den Enttäuschungen des Paulus gehörten, wie wir gesehen haben, die Prediger in Rom, die das Ihrige suchten (2, 11) sowie die Erfahrung, dass sich in Asien alle von ihm zurückgezogen haben, wie er im zweiten Brief an Timotheus (1, 15) berichtet. Auch Paulus blieb es nicht erspart, dass Menschen ihm den Rücken zuehrten, nachdem er jahrelang an ihrer Seele gearbeitet hatte. Wir alle erfahren es von Zeit zu Zeit, wie weh es tut, wenn das Sprichwort „Aus den Augen aus dem Sinn“ schmerzliche Wahrheit für uns wird. Allein, Christus selber hat nicht wenige Enttäuschungen und viel Undank in seinem Erdenleben erfahren. Wenn Menschen uns enttäuschen und Undankbarkeit uns kränkt, sollten wir es wie Paulus machen, der in solchen Situationen sich dem Gebet zuwendet und seinen Blick auf die Ehre Gottes richtet⁹.

⁹ Vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 96 – 113 bzw. 101 – 113; Alfred Wikenhauser, Otto Kuss, Regensburger Neues Testament, Bd. VII: Paulusbriefe II, Regensburg 1959, 188 - 190.

Unser Brief zerfällt in zwei Teile. So stellten wir früher bereits fest. Im ersten Teil geht es um die Einstellung des Hirten (1, 3 - 2, 30), im zweiten Teil um das Verhalten der Gemeinde (3, 1 - 4, 20). Darauf folgt der Briefschluss, der die Grüße des Apostels (4, 21), die Grüße derer, die bei dem Apostel sind (4, 22) und einen Segenswunsch zum Inhalt hat (4, 23). Vorausgeht dem Ganzen die Anschrift und ein Segenswunsch (1, 1 - 2).

Wenn im ersten Teil von der Einstellung des Hirten die Rede ist, begegnet uns zuerst ein Blick des Apostels auf seine Herde (1, 3 - 6), sodann umreißt der Apostel die Aufgaben, die er an seiner Herde sieht (1, 7 - 11), um in einem dritten Abschnitt festzustellen, dass eine pessimistische Beurteilung der Situation stets an der Wirklichkeit vorbeigeht und dass er selber sich gegen jede Form von Pessimismus wehrt (1, 12 - 26). In einem vierten Abschnitt geht es dann noch um das große Ideal der Einheit (1, 27 - 2, 30). In ihm spricht der Apostel über die Einheit unter den Gläubigen, über die Verkörperung der Einheit in Christus, über die Früchte der Einheit in der Gemeinde und über die Einheit im Klerus.

Im zweiten Teil des Briefes legt Paulus zuerst seine Auffassung von Religion dar (3, 1 - 16). Sodann kommt er auf die Einstellung der Christen zur Umwelt zu sprechen (3, 17 - 4, 3), um dann in einem dritten Abschnitt die Einstellung zum eigenen Leben zu erörtern (4, 4 - 9). In einem vierten Abschnitt geht es ihm endlich um die Einstellung der Herde zu ihrem Hirten (4, 10 - 20).

Paulus stellt fest, dass eine gute Gemeinde und ein guter Christ keine verkehrte Auffassung von Religion haben dürfen (3, 1 - 16), dass sie die richtige Einstellung haben müssen zu ihrer Umwelt (3, 17 - 4, 3), die richtige Einstellung auch zu ihrem eigenen Leben (4, 4 - 9) und zu ihrem Hirten (4, 10 - 20).

Eine verkehrte Auffassung von Religion liegt dann vor, wenn sie, die Religion, veräußerlicht wird (3, 1 - 6). So stellt Paulus im zweiten Teil des Briefes zunächst fest. Dann weist er darauf hin, dass der, welcher ein rechter Christ ist, aus Christus leben (3, 7 - 11) und fortwährend nach der Vollkommenheit streben wird (3, 12 - 16).

Wörtlich beginnt der zweite Teil mit folgenden Versen (Verse 1 - 6):

„Im Übrigen, meine Brüder, freuet euch im Herrn. Euch dasselbe zu schreiben, ist mir keine Last. Euch aber bringt es Sicherheit“ (3, 1).

„Gebt Acht auf die Hunde, gebt Acht auf die Wühler, gebt Acht auf die Zerschneidung“ (3, 2).

„Denn wir sind die Beschneidung, die wir Gott im Geiste dienen, uns in Christus Jesus rühmen und nicht auf das Fleisch vertrauen“ (3, 3).

„Auch ich wäre berechtigt, auf das Fleisch mein Vertrauen zu setzen. Wenn irgendein anderer glaubt, auf das Fleisch vertrauen zu können, dann könnte ich es noch mehr“ (3, 4).

„Ich bin am achten Tage beschnitten worden, gehöre zum Volk Israel, zum Stamm Benjamin, bin Hebräer von hebräischen Ahnen, der Stellung zum Gesetz nach ein Pharisäer“ (3, 5),

„dem Eifer nach ein Verfolger der Kirche und der aus dem Gesetz stammenden Gerechtigkeit nach ohne jeden Tadel“ (3, 6)“.

Paulus stellt fest, dass Menschen, deren Religion in Äußerlichkeiten aufgeht, leicht an Verdrossenheit leiden (3, 1), dass sie zum Fanatismus neigen (3, 2), zur Werkheiligkeit (3, 3 f) und zur Überheblichkeit (3, 5 f).

Der Apostel beginnt den zweiten Teil seines Briefes mit der Aufforderung zur Freude. Das ist gewissermaßen das Resümee des ersten Teils des Briefes, in dem nicht wenig von den Leiden des Apostels die Rede ist. Für Paulus gilt, dass der Christ alles Schwere, das ihm aufgelastet wird, in frohem Vertrauen auf den Herrn hinnehmen muss. Wenn wir alles Christus anheimstellen, kommen wir trotz aller Sorge und aller Leiden zur inneren Freude, finden wir Ruhe und Trost „sub specie aeternitatis“, im Blick auf die Ewigkeit.

Missmut und Verdrossenheit passen nicht zu einem Menschen, der sich seiner Gotteskindschaft bewusst ist und der aus seiner Berufung zur ewigen Gemeinschaft mit Gott lebt. Das setzt freilich innere Reife und Festigkeit, Gottvertrauen und Gottverbundenheit voraus. Das können wir nicht aus Büchern lernen, sondern nur in der Schule des Lebens. Es geht hier um das Ruhen in Gott, das unserem Leben letzte Sicherheit verleiht, ungeachtet der äußeren Umstände, in denen dieses Leben sich abspielt.

Dabei weiß der Apostel um die Wühlarbeit der Quertreiber. Er denkt hier vor allem in dem zweiten Vers des dritten Kapitels an judaistische Hetzer, die verbohrt sind in ihrer Besserwisserei, die meinen, das Christentum müsse sich weiterhin dem Judentum verpflichtet wissen, die Christen könnten nur das Heil finden, wenn sie weiterhin das jüdische Gesetz einhalten würden.

Scharfe Worte findet Paulus für jene Irrlehrer, die seine Mission unterminieren wollen, wenn er sie Hunde, Wühler und Männer der Zerschneidung nennt. Was sie so gefährlich macht, das ist ihr Fanatismus. Der Fanatiker ist extrem ichbezogen, das heißt unsachlich, was ihm vor allem fehlt, das ist die Liebe. Dabei sind die Fanatiker für gewöhnlich auch hinterhältig und unaufrichtig, denn für ihre Moral gilt, dass der Zweck die Mittel heiligt.

Die Fanatiker, von denen hier die Rede ist, pochten vor allem auf die Beschneidung, die im Alten Bund das entscheidende göttliche Zeichen der Erwählung des Volkes Israel durch Gott gewesen war. An die Stelle der Beschneidung war aber die Taufe getreten, die das entscheidende Zeichen Gottes für den Neuen Bund geworden war, sofern in ihr die Gnade der Erlösung vermittelt werden sollte. Wenn Paulus hier von Männern der Zerschneidung spricht, tut er das nicht ohne Spott.

Die judaistischen Irrlehrer hatten die Religion auf die äußeren Übungen reduziert. Sie hatten den Sinn dafür verloren, dass die äußeren Übungen sinnlos sind, wenn sie nicht getragen werden von der inneren Gesinnung.

Vor der Veräußerlichung ist keine Religion gefeit. Auch das Christentum kann veräußerlichen und damit seine Substanz verlieren. Genau das geschieht heute weitgehend. Es ist sicherlich eine Täuschung, wenn man meint, heute, in einer Zeit, in der immer weniger Menschen sich zu Christus und seiner Kirche und zum Evangelium bekennen, wäre das Christentum entschiedener, früher seien die meisten Mitläufer gewesen, heute aber blieben die Mitläufer draußen und in den wenigen Christen, die noch zur Kirche stünden, hätten wir nur noch entschiedene und wahrhaft gläubige Christen. Schön wäre es, wenn es so wäre. Dass dem nicht so ist, geht klar hervor aus dem Wirrwarr in der Kirche der Gegenwart, der sich sowohl auf die Lehre wie auch auf das Leben bezieht. Denken wir hier nur einmal an die vielen hauptberuflichen Laien in der Kirche, denken wir an die Gremien in der Kirche, speziell an das so genannte Zentralkomitee der Katholiken in Deutschland, denken wir aber auch an die

Priester, deren Glaubenskraft und sittlich-religiöse Lebensführung prozentual bei weitem weniger überzeugend sind als das etwa noch vor einigen Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Die Erosion des Christentums und speziell auch des katholischen Christentums ist ein Faktum, das sich immer neu an der Veräußerlichung des Christentums und der Kirche manifestiert sowie an der inneren Zerstrittenheit innerhalb der Kirche und des Christentums.

Wir müssen auf der Hut sein, jeder von uns, dass wir die Tugend der Religiosität nicht mit äußeren oder gar peripheren Frömmigkeitsübungen identifizieren, dass wir uns stets vor Augen halten, dass das Gebet und der Empfang der Sakramente wertlos sind, wenn sie nicht vom Glauben getragen werden und aus einer ehrlichen Gesinnung hervorgehen. Wenn wir uns heute unsere durchschnittlichen Gottesdienste in den Gemeinden anschauen, müssen wir eigentlich erkennen, dass die Innerlichkeit hier weithin auf der Strecke bleibt, weshalb man sich auch nicht zu wundern braucht, dass die Zahl der Gottesdienstbesucher immer geringer wird. Es scheint so zu sein, dass die Priester von heute nicht mehr in der Lage sind, das Wesen des Sakralen zu vermitteln, weder mit Worten noch durch den Vollzug des Heiligen. Diese Meinung scheint auch der Heilige Vater zu vertreten, weshalb er im Jahr 2007 die frühere Form der Feier der Heiligen Messe zur *forma extraordinaria* der eucharistischen Feier erklärt hat. Die vielfach negative Reaktion darauf scheint eine Bestätigung dafür zu sein, dass er nicht Unrecht hat mit seinen Überlegungen. Bei dem Propheten Jesaja lesen wir: „Die-ses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit von mir entfernt. Sie ehren mich nur nach angelernter Menschensatzung“ (Jes 29, 15).

Von den judaistischen Irrlehrern sagt Paulus, dass sie auf das Fleisch vertrauen (3, 4), dass sie nicht ihre Hoffnung auf den Geist setzen. Damit will er die Veräußerlichung des Denkens dieser Personen zur Sprache bringen. Der Begriff Fleisch steht hier für die Veräußerlichung, während der Begriff Geist für die Innerlichkeit des Glaubens und des Kultes steht. Dabei erinnert Paulus an seine jüdische Vergangenheit, um seinen neuen Weg, der in der Begegnung mit dem auferstandenen Christus vor Damaskus begonnen hat, zum Leuchten zu bringen. Er will damit sagen, dass die Beschneidung, das Bundeszeichen des Alten Bundes, nun, nachdem Christus sein Leben für die Menschheit hingegeben hat, seine Vollendung in der Taufe gefunden hat. Darum erklärt Paulus: „*Wir sind die Beschneidung*“, wir, sofern wir getauft sind. Der Neue Bund hat den Alten Bund abgelöst. - Auch an diesem Punkt gibt es nicht wenig Verwirrung in der Kirche, wie das vor nunmehr gut zwei Jahren wieder offenbar geworden ist in dem Protest vieler gegen die neue Formulierung der Karfreitagsbitte im Zusam-

menhang mit der Wiederherstellung der alten Liturgie. Viele behaupten heute, der Alte Bund sei nicht überholt, und Christus sei nicht der einzige Heilsbringer der Welt, es gäbe zwei Wege zum Heil, den Weg des Alten Bundes und den Weg des Neuen Bundes. Dabei nennt man den Alten Bund den ersten Bund, und den Neuen Bund den zweiten, um anzudeuten, dass der Alte Bund seine Gültigkeit behalten hat. Das ist eine merkwürdige Position. Wer auch nur ein wenig hineinschaut in das Christentum oder auch nur in das Neue Testament, dem wird es sogleich aufgehen, dass es kein Heil gibt für den Menschen außerhalb des Christusheils. Der Missionsbefehl Christi an seine Jünger ist uneingeschränkt. Das Evangelium muss allen Völkern verkündet werden (Mt 28, 18 - 20). Der große Missionsbefehl des auferstandenen Christus schließt das Matthäusevangelium ab. Demnach müssen auch die Juden zu Christus geführt werden, wie es seit eh und je geschehen ist. Dabei kann man sich freilich über die Methode der Mission Gedanken machen, aber das gilt ja für alle Völker, denen das Evangelium verkündet werden soll, und für alle Zeiten.

Es ist merkwürdig, dass heute die selbstverständlichsten Dinge mit einem klugen Gesicht problematisiert werden. Je unkirchlicher eine von der Lehre der Kirche abweichende Position ist, umso uneingeschränkter ist der Beifall der Medien. Fast könnte man sagen, dass, wenn es um Glaubenswahrheiten geht, die Medien das entscheidende negative Kriterium sind¹⁰.

Im April 2009 verfasste das Zentralkomitee der Katholiken Deutschlands, dessen Autorität zu 90 % angemessen ist, das freilich einen immensen bürokratischen Apparat hat, der mit den Einnahmen der Kirchensteuer großzügig dotiert ist, eine Erklärung zu der Frage der Judenmission und lehnte diese rundweg ab. Die Freiburger Kirchenzeitung kommentierte diese Erklärung triumphierend, wahrscheinlich auch noch viele weitere Kirchenzeitungen, der Bischof von Regensburg erklärte demgegenüber jedoch in einer neunseitigen Abhandlung, dass die Erklärung des Zentralkomitees absolut unannehmbar sei und dass selbstverständlich der Alte Bund durch den Neuen überholt und dass Christus der einzige Heilmittler sei, der Erlöser aller Menschen, dem sich alle zuwenden müssten, sofern sie die Einsicht hätten, als Bedingung des Heiles.

Wo immer der Mensch das Wesen der Religion in der Befolgung von Formen und Vorschriften sucht, verfällt er leicht einer geistigen Überheblichkeit. Er sieht eine Reihe von Dingen, die er tut, von Übungen, die er auf sich nimmt, obwohl sie ihm oft schwer fallen und lästig

¹⁰ Vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 115 - 120.

sind, er sieht aber auch, dass andere sich nicht um diese Dinge kümmern. Deshalb verachtet er sie vielleicht und hält sie für religiös minderwertig, beachtet dabei jedoch nicht, dass die Gnade das entscheidende Element in der religiösen Praxis ist. Zudem spielt immer auch die Veranlagung eine wichtige Rolle sowie die Umgebung und die Biographie des Einzelnen.

Paulus rühmt sich seines Eifers für das Gesetz, seiner jüdischen Abstammung sowie seiner Beschneidung. Er führt sein Geschlecht auf den jüngsten Sohn des Patriarchen Jakob zurück. Zwar war er in der jüdischen Diaspora geboren, aber in der Familie hatte man stets die hebräische Muttersprache gepflegt, das betont er nachdrücklich. Er hat im Eifer für das Gesetz alle anderen übertroffen. Er hatte, so würden wir heute sagen, Theologie in Jerusalem studiert und sich der religiösen Gruppe der Pharisäer angeschlossen. Somit konnte er sich eines vorbildlichen Lebenswandels im Judentum rühmen. Wichtiger als all das war ihm jedoch die Zugehörigkeit zu Christus, die ihm vor Damaskus zuteil geworden war. Einst war er stolz auf sein Judentum gewesen, dann aber wurde das Christentum sein größerer Reichtum, weil es ihm stets um die Wahrheitsfrage ging.

Mit Christus konnte er keine weltlichen Ehren einheimen. Das Bekenntnis zu ihm sollte ihn 25 Jahre nach seiner Bekehrung zum Martyrium führen.

Paulus hält den Gegnern seinen vorbildlichen Wandel im Judentum vor, nicht um sich über sie zu erheben, sondern um ihnen den Weg zum Christentum zu ebnen, wie er ihn gefunden hatte.

„Ich bin am achten Tage beschnitten worden, gehöre zum Volk Israel, zum Stamm Benjamin, bin Hebräer von hebräischen Ahnen, der Stellung zum Gesetz nach ein Pharisäer“ (Vers 3, 5).

„Dem Eifer ein Verfolger der Kirche und der aus dem Gesetz stammenden Gerechtigkeit nach ohne jeden Tadel“ (Vers 3, 6).

Paulus war ein Eiferer für das Gesetz gewesen, er war beschnitten worden und jüdischer Abstammung. Seine Vorfahren führten sich zurück auf den jüngsten Sohn des Patriarchen Jakob, Benjamin, der der Liebling seines Vaters gewesen war. Er gehörte der Partei der Pharisäer an. Er war stolz gewesen auf sein Judentum, hatte dieses jedoch in der Stunde von Damaskus

abgelegt und sich mit noch größerem Eifer dem Christentum zugewandt. Während das Judentum viel Ehre und Anerkennung eingebracht hatte, war es nun im Christentum genau umgekehrt: Der Verfolger der Christen wurde der Verfolgte der Juden. Rund 25 Jahre nach seiner Bekehrung erlitt er in Rom den Märtyrertod.

Am 29. Juni 2009 ging das Paulusjahr zu Ende, das Papst Benedikt XVI. ein Jahr zuvor am 28.6.2008 ausgerufen und eröffnet hatte. Der Papst wollte durch das Paulusjahr die Verehrung des Heiligen und ein tieferes Verständnis seiner Lehre fördern und ihn allen Gläubigen als ein leuchtendes Vorbild der Liebe zu Christus und seiner Kirche vorstellen. In ganz besonderer Weise ist Paulus ein Vorbild der Priester: „Als Diener Christi soll man uns betrachten und als Verwalter von Geheimnissen Gottes. Von Verwaltern aber verlangt man, dass sie sich treu erweisen“ (1 Kor 4, 1f). Auf die Haltung des Dienens kommt es an im Priestertum. Der Priester repräsentiert den, der nicht gekommen ist, „um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mk 10, 45).

„Dienen und darin sich selbst geben“, so sagt es einmal Papst Benedikt XVI., „sein nicht für sich, sondern für die anderen, von Gott her und auf Gott hin: das ist der tiefste Kern der Sendung Jesu Christi und zugleich das wahre Wesen seines Priestertums. So hat er das Wort ‚Diener‘, ‚Knecht‘ zu seinem höchsten Würdetitel gemacht. Er hat damit eine Umwertung der Werte vollzogen, uns ein neues Gottes- und Menschenbild geschenkt. ... Sein Priestertum ist nicht Herrschaft, sondern Dienst. ...“

Daran wird man nostalgisch erinnert angesichts der Priesterskandale, die in diesen Tagen durch die Presse gehen, aber auch angesichts der vielen Priestertragödien, von denen jeder von uns berichten kann. Wenn es nicht mehr stimmt mit der Identität des Priesters, wenn er nicht mehr glaubt und nicht mehr betet, dann gleitet er ab. In Scharen haben die Priester in den letzten fünf Jahrzehnten ihr Priestertum verraten und mit ihm den überlieferten Glauben. Es ist zu vermuten, dass nicht wenige von ihnen formell in der Kirche verblieben sind.

Es gibt keine biblische Gestalt, die so viele Spuren hinterlassen hat wie der heilige Paulus. Sein Wirken ist untrennbar mit dem Beginn des Christentums verbunden. Neben Petrus ist er die markanteste Persönlichkeit der jungen Kirche.

Der entscheidende Antrieb des Paulus war die Überzeugung seines Geliebtseins von Christus und das Weitergeben dieser Liebe. Im ersten Korintherbrief charakterisiert er seine Verkündigung als das Wort vom Kreuz (1 Kor 1, 17 ff; 2, 2), sein Inhalt ist „Jesus Christus und zwar der Gekreuzigte“. Darin ist für Paulus alles enthalten, das ist das „totum“ seines Lebens und Wirkens. Seine christliche Existenz ist gänzlich geprägt durch sein „In-Christus-Sein“, das man als mystische Christusgemeinschaft verstehen muss. Diese realisiert er immer neu im sakramentalen Leben wie auch in seinen persönlichen Gebeten.

In der Lehre von dem Sein in Christus oder von der Einwohnung Christi im Herzen der Gläubigen begegnet uns das Zentrum der Lehre des Völkerapostels. Statt von einer Lehre sollten wir hier allerdings besser von einer Botschaft sprechen, von der zentralen Botschaft des heiligen Paulus. Diese ist für Paulus nicht die Rechtfertigungslehre, wie Luther (+ 1546) meinte, sondern eben diese Lehre von der Einwohnung Christi im Herzen der Gläubigen. Die Gewissheit seines persönlichen Seins in Christus als Frucht der Erlösung war für Paulus der bleibende Antrieb in den beinahe drei Jahrzehnten seines apostolischen Wirkens, in denen er die Welt nach dem Bild Jesu Christi zu gestalten bemüht war. „Christus, der in ihm wohnte“, beflügelte ihn, den schwächlichen, von zahlreichen Folterungen gezeichneten und durch viele Auseinandersetzungen belasteten Apostel, beharrlich der Berufung zu leben, die ihm zuteil geworden war in der Begegnung mit dem Auferstandnen vor Damaskus. Er hat wiederholt gesagt, Christus sei gerade an die Stelle des menschlichen Ich des Paulus getreten. Genau das ist es.

Papst Benedikt XVI. erklärt im Blick auf den Völkerapostel: „Die Begegnung des glaubenseifrigen Juden Saulus mit dem auferstandenen Christus wird ihm zur Lebenswende. Paulus lässt die Erkenntnis des lebendigen Herrn nicht kalt, sondern sie macht ihn zum feurigen Boten des Evangeliums. Auch in uns will Christus durch sein Wort das Feuer seiner Liebe entfachen. Er will uns zu Aposteln des Heils dieser Welt machen“¹¹.

Die Dankbarkeit für seine Berufung zur Kirche Christi prägt das Leben des heiligen Paulus bis hin zu seinem Martyrium. Er liebte die Kirche wie er Christus liebte. Paulus ist exemplarisch für einen jeden von uns, in seiner Dankbarkeit dafür, dass Christus selbst ihn in seine Kirche gerufen hat und in seiner Liebe zu dieser Kirche, in der er Christus selber liebt. Mit der Liebe zur Kirche steht es nicht gerade gut in der Gegenwart, das „sentire cum Ecclesia“ wird

¹¹ Papst Benedikt XVI., Pauluskatechese vom 25. Januar 2009.

heute sehr klein geschrieben. Das gilt nicht weniger für die Tugend der Dankbarkeit, speziell auch im Hinblick auf die Zugehörigkeit zur Kirche Christi, zum geheimnisvollen Leib Christi, wie der heilige Paulus das Mysterium der Kirche umschreibt.

Echte Dankbarkeit kennt keine Vergesslichkeit. Oberflächliche Menschen behalten nicht lange. Sie leben vom Augenblick und vergessen schnell das Gute, das sie empfangen haben. Denken und Danken liegen ihnen fern. Deshalb findet man auch bei Kindern und Jugendlichen selten tiefere Dankbarkeit. Sie sehen es eher noch als selbstverständlich an, dass andere geben und sie empfangen. Ältere Menschen sehen tiefer. Je edler sie sind, umso mehr Sinn haben sie für Dankbarkeit und erinnern sich auch nach Jahren noch der Wohltaten, die man ihnen erwiesen hat.

Dankbarkeit verbindet die Menschen innig miteinander und beglückt sie. Das gilt ebenfalls für das Verhältnis des Menschen zu Gott. Die Erziehung zur Dankbarkeit begründet echte Religiosität und wahre Herzensbildung.

Paulus will durch die Dankbarkeit mit den Philippnern verbunden bleiben. Auch darin ist er uns ein Vorbild, speziell auch den Hirten der Kirche.

Zur Kirche gehören, das bedeutet, die ganze Wahrheit Christi zu besitzen und alle Gnadenmittel zur Verfügung zu haben. Erst in diesem Zusammenhang ist es angebracht, darauf hinzuweisen, dass sowohl aus der Dankbarkeit wie auch aus der Liebe in erster Linie die Freude hervorgeht. Ohne Liebe und ohne die Tugend der Dankbarkeit gibt es wohl Spaß, aber keine Freude, und unsere Zeitgenossen, die geprägt sind von der wachsenden Säkularisierung unserer Zeit, wollte man sagen, sie seien glücklich und die Freude präge ihr Leben, würde man die Wirklichkeit auf den Kopf stellen.

Der Schriftsteller und Philosoph Ernst Jünger (+ 1998) schreibt in einer Tagebuchnotiz: „Es gibt nur eine Sünde, der alle möglichen entwachsen wie dem Kopf der Hydra und der sie entfliegen wie der Büchse der Pandora, wenn sie geöffnet wird. Das ist die Undankbarkeit. Und es gibt nur eine Tugend: Dankbarkeit“.

Noch einige Anmerkungen zur Tugend der Dankbarkeit. Die Dankbarkeit verbindet die Menschen miteinander, sie verbindet uns aber auch mit Gott. Heute wird sie sehr klein geschrie-

ben, die Dankbarkeit gegenüber den Menschen, denen man zum Dank verpflichtet ist, wie auch die Dankbarkeit gegen Gott, dem man noch mehr zum Dank verpflichtet ist. Die Krise der Dankbarkeit hängt mit der wachsenden Isolierung der Menschen zusammen, mit der Unfähigkeit zu selbstloser Liebe. Man redet zwar viel von der Dankbarkeit, vor allem in Festreden, aber die Inflation des Dankens offenbart gerade das Defizit des Dankens in unserer Zeit. Viel Undankbarkeit ist allerdings auch bedingt durch mangelndes Nachdenken.

In einer Atmosphäre der Dankbarkeit wird das Zusammenleben der Menschen heller, freundlicher und menschlicher. Für den Einzelnen ist die Dankbarkeit immer auch eine Quelle der Freude. Der entscheidende Gottesdienst der Kirche ist die Eucharistie. Eucharistie heißt Danksagung. In der Eucharistie geht es um die kultische Feier der Erlösung. Wir sagen Dank für die Erlösung und indem wir das tun, wird sie sakramental gegenwärtig, das Leiden, der Tod und die Auferstehung Christi. Die Eucharistie, das dankbare Gedächtnis der geschehenen Erlösung, ist die Mitte unseres erlösten Lebens. Indem wir danken, geschieht das aufs Neue, was der Inhalt unseres Dankens ist.

Die Dankbarkeit bewahrt uns vor Ichvergötzung und Selbstverkrampfung, die uns in die Heillosigkeit führen. Sie macht uns demütig, sie vermittelt uns das Bewusstsein der eigenen Armut. Sie macht aber auch gütig und freigebig, die Dankbarkeit. Wer sich beschenkt weiß, der kann auch schenken.

Durch die häufige Mitfeier der heiligen Messe, wenn sie im rechten Geist geschieht, wird uns in wachsendem Maß der Geist der Danksagung und der Dankbarkeit geschenkt. Das Ideal des Katholiken ist die tägliche Mitfeier der heiligen Messe.

Die Dankbarkeit gegen Gott führt zum Wandel in der Gegenwart Gottes, sie führt zur Furcht Gottes, die der Anfang der Weisheit ist (Ps 110, 10, Spr 1, 7)¹².

In den folgenden Versen des dritten Kapitels (3, 7 – 3, 11) behandelt Paulus das Leben aus Christus:

„Was mir aber einst als Gewinn galt, das habe ich um Christi willen als Verlust betrachtet“ (Vers 7).

¹² Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 120 - 126.

„Ja, ich sehe das alles als Schaden an im Vergleich zu der viel wertvolleren Erkenntnis meines Herrn Jesus Christus. Für ihn habe ich alles preisgegeben und halte es für Kehricht, damit ich Christus gewinne“ (Vers 8).

„In ihm will ich nicht erfunden werden mit meiner eigenen, aus dem Gesetz stammenden Gerechtigkeit, sondern mit der Rechtfertigung, die aus dem Glauben mit Christus kommt, die Gott aufgrund dieses Glaubens verleiht“ (Vers 9).

„Ihn will ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung. An seinem Leiden will ich teilnehmen und ihm im Tun ähnlich werden“ (Vers 10).

„in der Erwartung so zur Auferstehung von den Toten zu gelangen“ (Vers 11).

Wir ersehen aus diesen Versen, dass wir aus eigenen Werken uns nicht von Schuld und Sünde erlösen können (Vers 7), dass uns allein die Gnade, die wir durch Christus erhalten, rechtfertigen kann (Vers 8 - 9) und dass die Gnade stets unsere Mitarbeit verlangt (Vers 10 - 11).

Nun also zunächst zu der ersten Thematik: Eigene Werke können uns nicht von Schuld und Sünde erlösen. Paulus erklärt:

„Was mir aber einst als Gewinn galt, das habe ich um Christi willen als Verlust betrachtet“ (Vers 7).

In seiner jüdischen Zeit hatte Paulus gewissenhaft das Gesetz und alle Vorschriften genau erfüllt. Er wollte auf diesem Wege gerecht sein und Gott wohlgefällig und sich so den Himmel verdienen. In der Stunde von Damaskus, in seiner Berufung, ging ihm jedoch ein Licht auf, erkannte er die Notwendigkeit der Gnade, der Zuwendung Gottes zum Menschen. In seiner Begegnung mit Christus begriff er, dass keiner durch eigene Werke und durch äußere Übungen zu der übernatürlichen Lebensgemeinschaft mit Gott gelangen kann. Die Vergebung der Sünden und das übernatürliche Leben kann der Mensch sich nicht selber geben. Nicht einmal das natürliche Leben vermag er sich selber zu geben. Das natürliche Leben erhält er durch die Liebe, die seine Eltern verband, idealer Weise, das übernatürliche erhält er durch die Liebe des himmlischen Vaters, der ihm in freier Güte seine Gnade schenkt.

Wenn der moderne Mensch überhaupt noch etwas anfangen kann mit dem Begriff der Erlösung, so denkt er dabei an die Selbsterlösung. Sie meint Selbstvervollkommnung auf der Ebene der Erkenntnis durch das eigene Bemühen des Geistes. So entspricht es dem Denken der modernen Gnosis. In dieser Welt trägt der Mensch keine Verantwortung mehr vor Gott, bedarf er aber auch nicht der Hilfe Gottes. Die Wiege des Gedankens der Selbsterlösung steht in der fernöstlichen Geisteswelt, im Buddhismus und im Hinduismus. Die Selbsterlösung schmeichelt dem Bestreben des Menschen nach der Autonomie: Da ist der Mensch sich selber Gesetz, da bedarf er keiner Hilfe mehr von draußen. Dem autonomen Menschen entspricht die Selbsterlösung. In dieser Geisteswelt ist die Sünde mangelndes Wissen, bedeutet Erlösung Selbstverwirklichung und Höherentwicklung. Selbstverwirklichung und Höherentwicklung bestimmen in diesem Denken jeweils eine neue Existenz, deren letztes Ziel der Ausstieg aus dem Kreislauf der Wiedergeburten ist.

In der Gnosis erfolgt die Erlösung durch Erkenntnis, durch das geheime esoterische Wissen, das durch Einweihung vermittelt wird. Nicht anders als die Sünde hat die Erlösung in der Gnosis ihren Ort nicht im Willen, sondern im Intellekt. Es geht hier um die Befreiung von der Unwissenheit, um die Vermittlung des rechten Bewusstseins, um Bewusstseinsweiterung und Selbsterfahrung. Erlösung meint Vervollkommnung des Menschen durch Initiation und Erleuchtung. Der Mensch baut auf sich und seine Werke, nicht auf Gott und sein Erbarmen. Im Christentum ist demgegenüber die Grundtugend die Demut und das Grundübel der Hochmut.

Die Erlösung des Christen ist das göttliche Leben, das er in der Taufe empfangen hat. Entscheidend ist das Tun Gottes für unsere Erlösung, wenngleich Gott uns nicht ohne uns rettet. Augustinus (+ 430) erklärt: „Der dich ohne dich erlöst hat, wollte dich nicht ohne dich retten“.

Der Jünger Christi glaubt so, als ob sein Heil allein von Gott abhängen würde, er lebt jedoch so, als ob dieses sein Heil allein von seinen Werken abhängig sein würde. So drücken es immer wieder die Heiligen der Kirche aus.

„Ja, ich sehe das alles als Schaden an im Vergleich zu der viel wertvolleren Erkenntnis meines Herrn Jesus Christus. Für ihn habe ich alles preisgegeben und halte es für Kehrrecht, damit ich Christus gewinne“ (3, 8).

Bis zu seiner Damaskusstunde hatte Paulus das Heil von seinen Werken erhofft. In dieser Stunde aber erhielt er das Evangelium von der Gnade Gottes, erkannte er, dass sein früheres Leben ein Irrweg gewesen war. Dabei ist zuzugeben, dass sein Einsatz für das Gute, wie er es verstanden hatte, in gewisser Weise die Gnade seiner Bekehrung vorbereitet hatte.

Der Apostel fährt fort im Philipperbrief:

„In ihm will ich nicht erfunden werden mit meiner eigenen, aus dem Gesetze stammenden Gerechtigkeit, sondern mit der Rechtfertigung, die aus dem Glauben an Christus kommt, die Gott aufgrund dieses Glaubens verleiht“ (3, 9).

Die Rechtfertigung erfolgt aus dem Glauben an Christus und der daraus folgenden Gemeinschaft mit ihm. Dabei können wir nicht absehen von den Werken. Sie bereiten den Glauben vor, und sie sind die Folge des Glaubens als solchem.

Das Urteil über unser Leben erfolgt im Endgericht bzw. im persönlichen Gericht des Einzelnen nach seinem Tod. Niemand von uns hat die Sicherheit des Heils. Wir können immer nur auf das Heil hoffen. Luther und die Reformatoren meinten, es gebe Heilssicherheit auf dem Fundament der Glaubensgewissheit. Dem ist jedoch nicht so. Das Konzil von Trient erklärt ausdrücklich, dass es für keinen Menschen Heilsgewissheit gibt, solange der Pilgerstand währt.

Wer an Christus glaubt als den Herrn und Erlöser, der identifiziert sich mit seinem Denken und mit seinem Handeln, der lebt mit ihm und in ihm und für ihn, der setzt sein ganzes Vertrauen auf ihn. Sein Leben wird zu einem Zeugnis für Christus. Dabei bewahrt ihn das Wissen um die Gnade vor Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit.

Was die christliche Existenz in diesem Sinne bedeutet, drückt der heilige Paulus einmal so aus: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20).

Darum ist auch das Gebet das entscheidende Element des christlichen Lebens, das Gebet, verstanden als Dialog mit Christus und mit dem dreifaltigen Gott.

Das äußere Tun ist nicht überflüssig, aber wichtiger ist der Geist, in dem dieses geschieht, die rechte Gesinnung, aus der die äußeren Taten hervorgehen.

Mit Nachdruck betont Jesus in den Evangelien die entscheidende Bedeutung der Gesinnung. Damit unterscheidet er sich in seinen Forderungen wesentlich von den Geboten des Alten Testaments. Darum setzt er sich auch immer wieder mit den Pharisäern auseinander, die im Hinblick auf das rechte Leben alttestamentlich dachten, die vor allem auf das äußere Werk schauten.

Weiter heißt es im Philipperbrief:

„Ihn will ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung. An seinem Leiden will ich teilnehmen und ihm im Tode ähnlich werden“ (3, 10)

„in der Erwartung, so zur Auferstehung der Toten zu gelangen“ (3, 11).

Wenn wir unsere christliche Berufung recht verstehen, so besteht unsere Frömmigkeit in der Erkenntnis Christi und der Kraft seiner Auferstehung, in der Teilnahme an seinem Leiden und in der Gleichförmigkeit mit seinem Sterben.

Der heilige Ignatius von Loyola (+ 1556), der Gründer des Jesuitenordens, hat seit seiner wunderbaren Bekehrung in Manresa zeitlebens darum gebetet, dass er Christus immer mehr erkennen und immer inniger lieben lerne. Seine Jünger, die Jesuiten, hat er dazu angeleitet, es ihm gleichzutun, zeitlebens um ein Wachstum in der Erkenntnis und in der Liebe zu Christus zu erlangen.

So hatte schon der heilige Augustinus (+ 430) gebetet: „Herr, lass mich dich erkennen und mich erkennen“. So haben im Grunde alle Heiligen gebetet. Wer Christus einmal gefunden hat, sucht immer tiefer in sein Wesen einzudringen.

Ein ganzes Menschenleben kann man ihn betrachten und wird doch noch immer neue Größe und Schönheit an ihm entdecken. Paulus geht es nicht nur um die Person Christi, noch mehr will er seine Auferstehung erkennen, nicht die Tatsache der Auferstehung, die steht fest für ihn, unumstößlich, sie ist verbürgt durch seine eigene Erfahrung sowie durch das Zeugnis

seiner Mitapostel und all jener, die ihn gesehen haben nach seiner Auferstehung. Paulus geht es hier um die Kraft dieser Auferstehung. Ihre geistige Auswirkung möchte er immer tiefer erfassen, je länger er im Gefängnis sitzt, je mehr sich seine Lebenskraft im Dienste Christi verzehrt, um so lieber denkt er über die Auferstehung des Herrn nach. Seine Auferstehung ist der Anfang. Der Kolosserbrief nennt ihn den Erstgeborenen unter den Toten (Kol 1, 18). Wir, die Glieder seines Leibes, werden ihm folgen und durch ihn und mit ihm auferweckt werden. Je inniger der Mensch mit Christus verbunden ist, umso glorreicher wird sich die Kraft der Auferstehung an ihm auswirken. Es ist verständlich, dass der Apostel im Dunkel des Gefängnisses mit seinen Gedanken um diese große Hoffnung kreist.

Mit der Hoffnung auf die Auferstehung der Toten ist es heute nicht gut bestellt. Nicht einmal an der Unsterblichkeit der Seele hält die größere Zahl der Menschen fest, wahrscheinlich nicht einmal mehr die Mehrheit der nominell zur Kirche Gehörenden.

Die Leidensgemeinschaft mit Christus ist für den Apostel ein Unterpfand seiner Teilnahme an seiner Auferstehungsherrlichkeit. Wenn wir die Opfer und Entbehrungen unseres Lebens, die Leiden und Bitterkeiten, die uns auferlegt werden, im Lichte der Auferstehung Christi und ihrer Verheißungen betrachten, werden sie uns schon jetzt zu einer Quelle der Freude.

Mit Christus leiden und sterben, das war stets ein wesentliches Element des christlichen Lebens. Heute ist weniger davon die Rede.

Paulus will mit Christus nicht nur leiden, sondern auch sterben will er mit ihm. Während er den Philipperbrief schreibt, wird er möglicherweise schon bald das Martyrium auf sich nehmen müssen. Der Prozess, auf dessen Ausgang Paulus im Gefängnis wartet, kann nämlich mit dem Todesurteil enden, möglicherweise kann der Gefangene aber auch freigesprochen werden. Dieser fürchtet den Tod jedoch in keiner Weise, denn in jedem Fall wird er mit Christus sterben. Dieses Sterben mit Christus hat Paulus in den Jahren seiner apostolischen Tätigkeit jeden Tag aufs Neue eingeübt.

Als Christen sollten wir den Tod nicht fürchten, denn, so drückt es Paulus einmal aus: „Keiner von uns lebt für sich selbst, und keiner stirbt für sich selbst. Leben wir, so leben wir für den Herrn. Sterben wir, so sterben wir für den Herrn. Mögen wir also leben oder sterben, wir gehören dem Herrn (Rö 14, 7).

Überhaupt, wenn wir uns in Gott geborgen fühlen, kann kein wirkliches Unheil uns treffen. Wenn wir als Christen übermäßig ängstlich sind und uns allzu viele Sorgen machen, ist das ein Zeichen dafür, dass unser Glaube noch sehr unentwickelt ist und dass unser Verhältnis zu Christus nicht sehr tief ist.

Jeden Tag sollte das Leiden und Sterben Jesu und seine Auferstehung unser Denken und Reden und Handeln beflügeln.

Je mehr wir unseren Leib in Zucht halten, ihn dem Geistigen und Übernatürlichen dienstbar machen, umso herrlicher wird er in der Ewigkeit sein. Wichtiger als die gegenwärtige Gestalt unseres Leibes ist die zukünftige¹³.

Die folgenden Verse unseres Briefes, die Verse 12 bis 16, haben folgenden Wortlaut:

„Es ist nicht so, dass ich es bereits erfasst hätte oder schon vollkommen wäre. Ich strebe aber danach, dass ich es erfasse, weil ich selbst von Christus erfasst worden bin“ (3, 12).

„Brüder, ich bilde mir nicht ein, es schon ergriffen zu haben. Eines aber tue ich: ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich aus nach dem, was vor mir ist“ (3, 13).

„Ich jage dem Ziel nach, dem Kampfpreis der Berufung von oben, die mir durch Gott in Christus Jesus zuteil geworden ist“ (3, 14).

„Wir alle, die wir vollkommen sind, wollen so denken. Und wenn ihr etwa anders gesinnt seid, so wird Gott auch darüber belehren“ (3, 15).

„Es heißt nur, an dem festhalten, was wir erreicht haben“ (3, 16).

Die Teilnahme an der Herrlichkeit des Auferstandenen ist das Ziel, das der Apostel im Auge hat. Mit Freude setzt er seine letzten Kräfte ein, um es zu erreichen. Das ist der Inhalt der Verse 12 - 14. In den Versen 15 und 16 weist er darauf hin, dass nicht jeder den gleichen Heroismus aufbringt, dass aber niemand das preisgeben darf, was er erreicht hat. Gemäß Vers 12

¹³ Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 126 - 137.

hat Paulus sehr triftige Beweggründe für seinen entschiedenen Einsatz. In den Versen 13 und 14 stellt er fest, dass diese ihn drängen, seine letzte Kraft aufzubieten.

Welche sind nun die triftigen Beweggründe des Apostels? - Die Philipper, die den unermüdlchen Eifer des Paulus und seine gänzliche Selbstlosigkeit kennen, mögen glauben, er habe den Gipfel der Vollkommenheit schon erreicht. Begeisterte Anhänger kommen leicht zu einer übertriebenen Einschätzung der Persönlichkeiten, denen sie folgen. Was der Apostel in den vorhergehenden Versen von seinem übergroßen Gewinn in Christus gesagt hat, konnte die Philipper in dieser Meinung bestärken. Paulus gehört jedoch nicht zu den oberflächlichen und selbstgefälligen Menschen, die sich bei ihrer Selbstbewertung auf die Meinung derer stützen, die ihnen ergeben sind. Er beurteilt sich nicht nach Schmeichelreden oder nach der Bewunderung, die ihm gezollt wird. Was er erreicht hat, will er durchaus nicht leugnen. Es wäre Unrecht gegen Gott, der in ihm und durch ihn gearbeitet hat. Er sieht aber ganz ehrlich auf das, was noch nicht erreicht ist. Wer Christus gleichförmig werden will, hat viel zu überwinden und noch mehr zu erringen, denn der Gottmensch ist ein Vorbild, dessen völlige Verwirklichung uns auf Erden nie gelingen wird. Je vollkommener der Mensch wird, umso mehr Dinge sieht er, die er noch erstreben muss. Die Einsicht und die Kraft dazu werden uns am ehesten durch ein intensives Gebetsleben geschenkt. Das rechte Denken verwandelt unser Leben. Je mehr wir uns Gott öffnen, umso reicher schenkt er uns seine Gnade.

Der Protestant meint, das Gute des Menschen wirke Gott allein, der Katholik weiß jedoch, dass Gott nicht auf das Mitwirken des Menschen verzichtet. Für den Protestanten gilt die Alleinwirksamkeit Gottes, für den Katholiken die Allwirksamkeit Gottes. So sagt es uns nicht nur die Offenbarung, so sagt es uns auch die Vernunft. Der Protestant überspitzt die Erbsünde in ihren Folgen. Die Erbsünde hat den Intellekt und den Willen des Menschen verwundet, nicht jedoch völlig zerstört. Der erbsündige Mensch kann Gottes Existenz mit seinen natürlichen Kräften erkennen, und ebenso kann er mit seinen natürlichen Kräften das Gute tun und gut sein, erst recht mit Hilfe der Gnade. Ein „servum arbitrium“ ist eine Konstruktion.

Das rechte Denken verwandelt unser Leben. Je mehr wir uns Gott öffnen, umso reicher schenkt er uns seine Gnade. Je mehr wir unsere Unterlassungssünden überdenken, die negative Schuld, umso klarer und zahlreicher treten die Ziele hervor, die wir noch zu erreichen haben. Die Selbstgenügsamkeit ist der Tod des inneren Lebens. Die Lauheit stellt sich ein, wo immer wir aufhören nach der Vollkommenheit zu streben. Für Paulus liegt der Grund für un-

sere Lauheit darin, dass wir nicht genügend bedenken, was Christus für uns getan hat, wie er uns persönlich ergriffen und mit seiner Gnade bevorzugt hat. Von daher muss die Passion Jesu und der Tod Jesu das entscheidende Thema unseres Betrachtens und Betens sein.

Und von großer Bedeutung ist hier stets die Tugend der Dankbarkeit. Sie ist nicht nur ein Schutz für uns in allen Versuchungen, sondern sie ist auch, mehr als alles andere, ein Ansporn für uns, das Gute zu tun. Der Heide Cicero (+ 43 v. Chr.) erklärt in seiner Schrift „Pro Gnaeo Plancio“: „Es gibt wenig dankbare Menschen. Der Grund unserer Undankbarkeit besteht in der Oberflächlichkeit unseres Denkens sowie in unserer Gedankenlosigkeit, vor allem aber auch in unserem Stolz“. Wir alle neigen dazu, unabhängig zu sein, von niemandem abhängig sein zu wollen. Kein geringerer als Goethe (+ 1832) bezeichnet Undank als eine Art von Schwäche. Für ihn ist der Undank Mangel an Gerechtigkeit, am selbstverständlichen ursprünglichen Gefühl, Mangel an Wahrhaftigkeit und auch Mangel an Demut. Täglich beten wir im Magnifikat in der Vesper „Er hat die Mächtigen vom Thron gestoßen und die Demütigen hat er erhöht“.

Weiter geht es in unserem Brief mit den Versen 13 und 14:

„Brüder, ich bilde mir nicht ein, es schon ergriffen zu haben. Eines aber tue ich: ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich aus nach dem, was vor mir ist“ (Vers 3, 13).

„Ich jage dem Ziel nach, dem Kampfpreis der Berufung von oben, die mir durch Gott in Christus Jesus zuteil geworden ist“ (Vers 3, 14).

Um jeden Preis will der Apostel Christus gleichförmig werden und an der Kraft seiner Auferstehung teilnehmen. Er ist von der Größe und dem Glück dieser Aufgabe ergriffen und möchte, dass seine Philipper und mit ihnen wir alle das mitfühlen und erfassen, was sein Herz erfüllt. Was ihn auszeichnet, das ist die restlose Hingabe an das neue Ziel. Diese möchte er auch den Philippern und uns vermitteln. Wer ein großes Ziel hat, darf sich nicht durch die Vergangenheit von diesem Ziel ablenken lassen. Sein Tempus ist das Präsens, die Gegenwart, und vor allem die Zukunft. Der Zukunft ist die Hoffnung zugeordnet. Die Hoffnung beflügelt uns, wenn sie stark ist. Das gilt für unser natürliches, vor allem aber auch für unser übernatürliches Leben. Die Hoffnung erfüllt uns mit positiven Gedanken. Durch sie überwinden wir die Ängstlichkeit und die übermäßige Neigung, uns Sorgen zu machen. Die Sorglosigkeit ist ein

ausdrückliches Gebot Christi. In der Bergpredigt spricht er von der heiligen Sorglosigkeit: „Sorget also nicht auf das Morgen hin: das Morgen wird für sich selber sorgen. Ein jeder Tag hat an seiner Plage genug“ (Mt 6, 34). „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch dazu gegeben werden“ (Mt 6, 33). Es ist nicht Gottes Wille, dass wir unsere Kraft verbrauchen, um die Gespenster der überflüssigen und unchristlichen Sorgen zu verscheuchen.

Wie die Läufer in der Rennbahn alle Kräfte einsetzen, um den Siegespreis zu erringen, so will Paulus auch sich voll und ganz einsetzen, um die Gleichförmigkeit mit Christus zu erlangen. Für das ewige Heil setzt er sich voll und ganz ein. Auch wir müssen uns voll und ganz dafür einsetzen. Bei uns geht es nicht um einen irdischen Kampfpriest, sondern um unsere himmlische Berufung, die uns von Gott in Christus zuteil geworden ist.

Heute ist oft die Rede von der billigen Gnade. Die Konsequenz in der Nachfolge Christi und im Einsatz für das ewige Heil wird heute oftmals sehr klein geschrieben. Gern trösten sich die Lauen mit der Feststellung, dass Gott nicht kleinlich sei, wenn man nicht gar die Auffassung vertritt, dass am Ende alle das ewige Heil erlangen unabhängig davon, wie sie gelebt und wie sie sich im Leben bemüht haben.

Nicht nur hier, auch sonst weist Paulus immer wieder darauf hin, dass keiner das Ziel erreichen wird, wenn er die Anstrengung vermeidet, dem Opfer aus dem Wege geht und die Stimme der Gnade überhört. Gewiss, die Gnade Gottes ist wichtiger als unser persönliches Bemühen, Gott ist es, der unser Heil wirkt, aber er tut das nicht, wenn wir die Hände in den Schoß legen und Gott alles überlassen. Dann würden wir dem faulen Knecht gleichen, der, wie es im Gleichnis heißt, nicht mit seinem Talent gearbeitet, sondern es vergraben hatte.

Weiter heißt es in Vers 15:

„Wir alle, die wir vollkommen sind, wollen so denken. Und wenn ihr etwa anders gesinnt seid, so wird Gott auch darüber belehren“ (Vers 3, 15):

Der Heilsweg, der Weg des Menschen zu Gott, ist individuell, bedingt durch die physischen und geistigen Kräfte des Einzelnen und durch die Gnade, die Gott jedem Einzelnen schenkt. Und zwar soll jeder in seiner Art vollkommen werden, aber nicht jede Form der Tugend passt

für jeden. Wichtiger als die Erfolge, die wir dabei erringen, ist das eifrige und unentwegte Streben nach dem Ziel. Wenn Paulus in diesem Vers die Philipper als vollkommen bezeichnet, darf man das nicht als Gegensatz zu der Aussage in Vers 11 verstehen. Er nennt die Philipper hier vollkommen, weil sie alles daran setzen, um vollkommen zu werden. Die Grundmelodie des Paulus ist die, dass wir auf Erden die Vollkommenheit niemals erreichen, dass wir jedoch alles daran setzen müssen, um vollkommen zu werden. Es gehört zur „*conditio humana*“, dass wir umso mehr unsere Unvollkommenheit erkennen, je mehr wir in der Vollkommenheit wachsen. Das ist hier wie bei unserem Wissen. Je mehr wir voranschreiten in unserem Wissen, umso mehr kommt uns unser Nichtwissen zum Bewusstsein.

Dem griechischen Weisen Sokrates wird das geflügelte Wort zugeschrieben: „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ (griechisch „*oida ouk eidōs*“). Halbbildung bläht auf, wirkliches Wissen macht bescheiden.

Zwingen kann man niemanden dazu, den Weg der Vollkommenheit zu gehen. Das ist hier wie allgemein bei den Geboten Gottes. Gott hat uns als freie Wesen geschaffen. Deshalb kann man von außen immer nur an unsere Verantwortlichkeit appellieren. Zudem gilt hier, dass das Beispiel stets eine größere Wirkkraft entfaltet als schöne Worte.

Dabei müssen wir uns hüten, ein Urteil über die Fruchtbarkeit der Worte oder des Beispiels zu fällen. In das Innere eines Menschen kann niemand hineinschauen. Hier gilt das Jesus-Wort: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet!“ (Mt. 7, 1; Lk 6, 37).

Dieses Jesus-Wort würde freilich missverstanden, wenn wir daraus schließen würden, dass wir das Böse als solches nicht beim Namen nennen sollen. Im Gegenteil. Auch Jesus prangert das Böse als solches an, und er warnt vor ihm.

Die Ratlosigkeit der Seelsorge erfahren wir überall dort, wo überhaupt noch Seelsorge geübt wird. Entweder orientiert sie sich an der Marketingstrategie von Angebot und Nachfrage oder sie ist esoterisch verfremdet. Bezeichnend ist das, was man heute als Jugendseelsorge etikettiert. Deren Funktionäre tragen nicht wenig Schuld an den sogenannten Missbrauchsskandalen, sofern sie über Jahrzehnte hin die Sexualmoral der Kirche destruiert haben und die Sexualität als Mittel ihrer pervertierten Pastoral verwendet haben. Verhängnisvoller ist hier in jedem Fall das Vorfeld der kriminellen Exzesse, die Zerstörung des Glaubensgutes und einer

christlichen Lebensordnung bei Priestern und Laien. Charakteristisch sind, was die sogenannte Jugendseelsorge angeht, die Jugendkirchen, die in allen Ländern entstehen. In ihnen dominiert das „Event“. Deren Angebote treten gänzlich in Konkurrenz zu der kommerziell geprägten Jugendkultur. Formell und inhaltlich sind sie vollends geprägt von den ökonomischen Verkaufsstrategien unserer kapitalistischen Konsumwelt. Dominant ist hier wie auch sonst in der gesamten Jugendseelsorge - nicht anders ist es freilich auch in der allgemeinen Seelsorge - die Sexualität, die auch sonst das entscheidende Element der modernen Gesellschaft ist. Wenn wir kritisch unsere Zeit betrachten, erkennen wir, dass in allen Bereichen sich eine Diktatur des Pansexualismus breit gemacht hat und sich weiterhin ausbreitet. Sie prägt unsere Zeit neben der Diktatur des Relativismus, worauf der Heilige Vater in den letzten Jahren immer wieder hingewiesen hat.

Erinnert sei hier an ein Zitat des französischen Ökonomen und Soziologen, eines der ersten Vertreter des Anarchismus, Pierre-Joseph Proudhon (+ 1865): „Man kann die Pornokratie die zweite Weltmacht von heute nennen, denn sie kommt gleich nach dem Geld. Es ist eine geheime Macht, die sich seit langem ankündigt und die von den Frauen ausgeht. Seit etwa dreißig Jahren macht sie sich in Schriften und Traktaten bemerkbar. Sie hat sogar eine Partei: die Bohème. Pornokratie und Malthusianismus gehen Hand in Hand, sie sind eines Sinnes und aus dem gleichen Stoff; die eine Lehre folgt aus der anderen wie die Wirkung aus der Ursache. Der Malthusianismus will, dass keine Kinder mehr erzeugt werden; die Pornokratie lehrt, wie man keine bekommt, Unkeuschheit bei Weibern, Vielweiberei bei den Männern, Promiskuität für alle, heißt die Forderung des Malthus. Das Leben ist ein Fest, sagt er. Bravo, erwidert der Pornokrat, da wollen wir uns auch gut amüsieren, das Leben genießen und glücklich sein, d. h. wenig arbeiten, viel verbrauchen - und recht viel Geschlechtsverkehr haben“¹⁴. Richtiger ist es, statt von den Errungenschaften der modernen Demokratie von den „Errungenschaften“ der modernen Pornokratie zu reden.

Wir sind aufgerufen, um Christi willen konsequent unser Kreuz zu tragen, um innerlich zu wachsen und zu reifen und um die vielen Treulosigkeiten der Christen und der Amtsträger unserer Tage sowie den mannigfachen Verrat an der Sache Gottes zu sühnen. Je bereitwilliger wir unser Kreuz in den Widrigkeiten des Alltags tragen, umso mehr trägt das Kreuz uns. Das ist eine Erfahrung, die uns sämtliche Heiligen der Kirche durch ihr Leben bezeugen. In unserer Zeit des äußeren und inneren Verfalls der Kirche ist die Botschaft vom Kreuz aktueller

¹⁴ Pierre-Joseph Proudhon: Von der Anarchie zur Pornokratie, Zürich 1970, S. 13 (der Text entstammt einem nachgelassenen Fragment, das 1875 posthum veröffentlicht wurde).

denn je. Das Kreuz reinigt unser Denken und unser Handeln und es schärft unseren Blick für das Wesentliche des Christentums.

Der Jünger oder die Jüngerin Jesu richtet den Blick auf den Gekreuzigten, der nach seiner Auferstehung in die Herrlichkeit des Himmels eingegangen ist. Dieser Blick ist die Mitte der christlichen Spiritualität. Kultisch gefeiert wird sie in der Heiligen Messe, an welcher der authentische Christ nach Möglichkeit täglich teilnimmt.

In Vers 16 ermahnt Paulus die Philipper an dem festzuhalten, was sie schon erreicht haben, durch die Taufe und durch ihr Streben nach der Vollkommenheit. Die Gnade der Beharrlichkeit steht gewissermaßen im Brennpunkt unserer menschlichen Schwäche und unserer göttlichen Berufung. Papst Benedikt XVI. gab bei seinem Besuch im römischen Priesterseminar am 17. Februar 2007 den Seminaristen den Rat, den Herrn jeden Tag aufs Neue um die Gnade der Beharrlichkeit zu bitten. Wir bedürfen der ständigen Bekehrung. Wir müssen unsere Gebrechlichkeit akzeptieren, aber auf dem Weg bleiben. Eine bedeutsame Hilfe ist da das Sakrament der Buße. Papst Benedikt erklärt den Seminaristen bei seinem Besuch: „Mir scheint, dass wir auf diese Gabe der Beharrlichkeit vertrauen müssen. Gleichzeitig aber müssen wir den Herrn hartnäckig, demütig und geduldig darum bitten, dass er uns beistehe und uns mit der Gabe der wahren Endgültigkeit beistehe; dass er uns Tag für Tag begleite bis zum Ende, auch wenn der Weg durch finstere Täler führen sollte. Die Gnade der Beharrlichkeit gibt uns Freude. Sie gibt uns die Gewissheit, dass wir vom Herrn geliebt werden und dass uns diese Liebe trägt; dass sie uns hilft und nicht unseren Schwächen überlässt“¹⁵.

Es gibt viele Wege zum Himmel. Der eine geht diesen, der andere jenen. Entscheidend ist dabei, dass der Mensch wirklich weitergeht und weiterkommt. Der eine macht größere, der andere kleinere Schritte. Es gibt große und kleine Bäume. Jeder muss in seiner Art dafür sorgen, dass er zum Ziel kommt. Entscheidend ist für seinen Fortschritt, dass er seinen Weg mit Ruhe und Stetigkeit geht. In diesem Zusammenhang gibt Paulus uns den Rat, am Bewährten festzuhalten und darauf weiter zu bauen. Immer neue Experimente führen uns in die Verwirrung und in das Chaos¹⁶.

¹⁵ Vgl. Kathnet vom 18. Februar 2007.

¹⁶ Vgl. Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 137 - 146.

In den Versen 3, 17 - 4, 3 behandelt Paulus die Einstellung der Philipper zur Umwelt. Dabei erklärt er, dass es für das innere Leben der Gemeinde von entscheidender Bedeutung ist, dass sie die rechte Einstellung an die christliche Umwelt bewahrt (3, 17 - 21) und dass sie ihre Aufgabe an ihrer kirchlichen Umwelt richtig sieht und zu lösen sucht.

Was die rechte Einstellung der Gemeinde an die christliche Umwelt angeht, verweist Paulus darauf, dass sein Beispiel und das Beispiel seiner Getreuen Halt und Stütze sind für die Gemeinde (3, 17), dass die Gemeinde sich bemühen muss um die richtige Beurteilung der antichristlichen Lebensart ihrer Umgebung (3, 18 - 19) und dass sie sich immer tiefer verwurzeln muss in dem Streben nach dem Übernatürlichen (3, 20 - 21).

Zunächst erklärt Paulus:

„Ahmt mich nach, Brüder, und schaut auf jene, deren Wandel dem unseren gleicht. Ihr habt ja uns als Vorbild“ (3, 17).

Wie Christus das große Vorbild ist für Paulus, so will Paulus das große Vorbild sein für die Philipper und somit auch für uns. Das christliche Leben und das Streben nach der Vollkommenheit lernen wir nicht in erster Linie durch Worte, sondern durch Beispiele, durch Vorbilder. Unsere großen Vorbilder sind die Heiligen der Kirche. Auf sie sollen wir nicht nur schauen, wie sie sollen auch wir das Evangelium beispielhaft leben und so Vorbilder werden für andere. „Worte belehren, Beispiel ziehen an“, sagt das Sprichwort.

Jeder, der andere führen und leiten will, muss zuerst durch sein Vorbild wirken. Eltern und Erzieher, und erst recht Seelsorger, arbeiten vergeblich, wenn sie selbst nicht tun, was sie von anderen verlangen. Je schwieriger der Weg zur Höhe ist, umso notwendiger ist es, ihn nicht bloß mit Worten zu zeigen, auf seine Tücken und Gefahren aufmerksam zu machen, sondern selbstbeherrscht und entschieden voran zu gehen.

Die eigene Lauheit und Nachlässigkeit wirkt sich unheilvoll aus an den Untergebenen. Das wusste schon der heidnische Philosoph Epiktet (+ 125 n. Chr.), wenn er erklärte, die Selbstbeherrschung des Vaters sei die wirksamste Verwarnung des Sohnes.

Paulus fährt fort:

„Denn viele wandeln, wie ich euch schon oft von ihnen sagte, jetzt aber unter Tränen sage, als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ende ist das Verderben, ihr Gott ist ihr Bauch, sie rühmen sich ihrer Schande, ihr Sinn ist auf das Irdische gerichtet“ (3, 18 f).

Die Philipper lebten in einer heidnischen Umgebung, aber auch in ihren eigenen Reihen hatten sie manche, die nicht in allen Punkten einen vorbildlichen Wandel führten. Das hängt damit zusammen, dass die Mehrzahl der Menschen von ihrer Umgebung stark beeinflusst wird. In ihnen geht das unter, was Paulus mit all seiner Kraft und dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit geschafft und erreicht hat. So ist es verständlich, wenn er Tränen darüber weint. Auch Jesus weinte einst, als er das verblendete Jerusalem seinem Untergang entgegeneilen sah.

Die einst Freunde des Kreuzes Christi waren, sind nun Feinde geworden. Das erleben wir heute nicht weniger als Paulus es damals erlebte. Und wenn man sich so mit Christus und seiner Kirche identifiziert wie Paulus, dann kann man auch Tränen vergießen über den Zustand der Kirche.

„Feinde des Kreuzes Christi“, das Kreuz ist der Inbegriff der Erlösung, das große Zeichen des Heiles, die gewaltigste Offenbarung Gottes, der ganze Inhalt der Verkündigung der Kirche. Dem Kreuz muss unsere ganze Liebe gehören, speziell der kultischen Feier des Kreuzes, wie wir sie in der Feier der Heiligen Messe begehen.

Die Feinde des Kreuzes Christi wollen heute das Kreuz aus der Öffentlichkeit verbannen. Einer säkularisierten Welt ist es ein Ärgernis. Im November 2009 gab es ein Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte, das in den Massenmedien einen breiten Widerhall gefunden hat, in dem die Straßburger Richter einer Klägerin recht gaben, die sich gegen das Aufhängen von Kreuzen in den öffentlichen Schulen Italiens ausgesprochen hatte. Dagegen erhob sich in Italien, nicht nur in der Kirche, sondern vor allem bei der Mehrzahl der politischen Strömungen ein Sturm der Entrüstung. Nach dem Urteil der Straßburger Richter hat sich die Zahl der öffentlich sichtbaren Kreuze deutlich vermehrt. Diese Reaktion, die man sich ähnlich auch nördlich der Alpen wünschen sollte, zeigt, wie sehr, jedenfalls in Italien, trotz aller Säkularisierung die Kirche noch ein wirksamer Faktor des öffentlichen Lebens ist.

Was die Situation bei uns kompliziert, ist die Tatsache, dass nicht wenige Feinde des Kreuzes Christi nominell noch zur Kirche gehören und in nicht wenigen Fällen gar für die Verkündigung der Botschaft vom Kreuz verantwortlich sind.

Bei den Feinden des Kreuzes Christi geht entweder ein sündhaftes Leben voraus oder es folgt ihrer Feindseligkeit.

Das sündhafte Leben zerstört den Frieden des Herzens und die Freude am Leben. Es zehrt an der Gesundheit und es beschleunigt das Ende und überliefert den Menschen vor allem dem ewigen Verderben, wenn er nicht umkehrt.

Die Feinde des Kreuzes Christi leben konsequent ihren Trieben, sie führen ein animalisches Leben. Die zwei Haupttriebe des Menschen aber sind der Nahrungstrieb und der Fortpflanzungstrieb. Die Triebe unterliegen beim Menschen der ethischen Verantwortung, beim Tier werden sie geordnet durch den Instinkt.

Man kann sich darüber streiten, welchem der beiden Triebe unsere gottferne Welt mehr frönt, dem ungeordneten Nahrungstrieb oder dem ungeordneten Geschlechtstrieb.

Wenn wir uns prinzipiell über alle ethischen Gebote hinwegsetzen, führt das ins Chaos, schon im natürlichen Leben.

Die Triebe versklaven uns, wenn wir sie nicht beherrschen. Im Dienste der Selbstbeherrschung steht die Askese. In der Askese üben wir uns in der Selbstbeherrschung, sofern wir freiwillig verzichten auf etwas, auf das wir nicht verzichten müssen.

Eine Gesellschaft, die Gott vergisst, degeneriert zur Spaßgesellschaft, in der nur noch der grobsinnliche Genuss zählt.

Paulus fährt fort:

„Unsere Heimat aber ist der Himmel. Von dort erwarten wir auch den Herrn Jesus Christus als den Heiland“ (3, 20).

Der Christ liebt seine irdische Heimat, sie schenkt ihm Geborgenheit und er verbindet mit ihr viele gute, aber auch schicksalsträchtige Erinnerungen. Wichtiger und bedeutsamer ist für ihn die himmlische Heimat. Die irdische Heimat werden wir einmal verlassen müssen, die himmlische Heimat soll uns Heimat sein für immer. Mit der irdischen Heimat verbinden wir auch traurige Erlebnisse, während die himmlische Heimat durch das volle und ungetrübte Glück bestimmt ist, das alle unsere Erwartungen übersteigt. Im ersten Korintherbrief schreibt Paulus: „Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9). In der Perspektive der ewigen Heimat ist die irdische Heimat die Fremde für uns.

Es ist eine lebenslängliche Aufgabe, dass wir unser Leben in unserer wahren Heimat verankern. In dem Maße, in dem uns das gelingt, verliert der Tod seine Schrecken.

Paulus fährt fort:

„Er (Christus) wird unseren armseligen Leib umwandeln und ihn seinem verklärten Leibe ähnlich machen durch die Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann“ (3, 21).

Paulus schreibt den Philipperbrief aus einem Gefängnis, in dem er schon eine geraume Zeit verbracht hat. In ihm fühlt der alternde Apostel die Leiden und Beschwerden seines Leibes noch mehr als sonst. Seelisch ist er ungebrochen. Sein Geist und seine Gedanken leben und triumphieren in Christus. Gegen die körperlichen Gebrechen sucht er Trost in der Vorstellung, dass der Herr bei der Auferstehung an dem hinfälligen Leib vollenden wird, was er bei der Taufe in der Seele begonnen hat. Die Auferstehung der Toten ist die Vollendung der Erlösung. Der Glaube an sie ist in der Christenheit zumindest sehr blass geworden. Paulus kommt wiederholt auf die Auferstehung der Toten zu sprechen. Ihr Modell ist für ihn Christus selber in seiner Auferstehungsexistenz. Das apostolische Glaubensbekenntnis, das in das erste nachchristliche Jahrhundert zurückgeht, spricht bereits von der Auferstehung der Toten. In unserer Auferstehungsexistenz werden wir dem auferstandenen Christus umso ähnlicher sein, je mehr wir ihn in seinem Leiden und Sterben ähnlich geworden sind.

Wir sollten uns öfter und tiefer mit unserer Auferstehung beschäftigen, damit wir auch den Trost dieser Glaubenswirklichkeit lebendiger erfahren. Die Leiden dieser Zeit werden dann

weniger drückend für uns. Die Verheißungen, die der Glaube uns schenkt, entlasten unsere Gegenwart.

In den Versen 3, 17 – 21 geht es Paulus um die Gemeinde und ihre antichristliche Umwelt. In den Versen 4, 1 – 2 geht es ihm um die Aufgabe, welche die Philipper an der kirchlichen Umwelt haben. Paulus will hier sagen, dass er, der seine Aufgabe an der kirchlichen Umwelt richtig sieht, innig mit ihr verbunden sein muss (4, 1) und sich in kluger Mitarbeit betätigen muss (4, 2 - 3). Der Apostel beginnt mit der innigen Verbundenheit, wenn er erklärt:

„Meine lieben, heiß ersehnten Brüder, meine Freude und meine Krone, bleibet also fest im Herrn, Geliebte“ (4, 1).

Wer als Erzieher oder als Seelsorger etwas erreichen will, muss Liebe und Vertrauen schenken. Auf Menschen, die uns gleichgültig sind, denen wir kalt und interesselos gegenüber treten, werden wir niemals Einfluss gewinnen können. Nur dann wird uns ein Mensch sein Herz erschließen und bereit sein, auf unser Wort zu hören, wenn er davon überzeugt ist, dass wir es wirklich gut mit ihm meinen und an seinem Geschick warmen Anteil nehmen. Paulus weiß auch hier wieder, dass er zu seinen Philippern das beste, seelsorgliche Verhältnis hat. Er hängt an seinen Philippern mit einer Liebe, die nicht bloß aus einem amtlichen Pflichtbewusstsein hervorgeht, sondern aus einer tiefen persönlichen Verbundenheit. Deshalb spricht er die Philipper als liebe Brüder an, heißt er sie liebe Brüder, die er gern wiedersehen möchte.

Das liebende Herz ist die bedeutendste und wichtigste Grundausstattung des Seelsorgers, die selbstlose Liebe. An ihre Stelle treten bei nicht wenigen Priestern heute Kälte und Desinteresse, Egozentrik und die Mentalität von Funktionären. Das rechte Modell ist hier der gute Hirt, der selbstlos ist und der bereit ist, sein Leben hinzugeben für die ihm Anvertrauten.

Nicht immer wird die selbstlose Liebe des guten Hirten erwidert. Nicht selten erntet er Undank und Enttäuschungen. Allein, die wahre Liebe lässt sich nicht entmutigen. Viele Wasser können die echte Liebe nicht auslöschen, sagt die Schrift (Hohelied 8, 7). Wenn Menschen unsere selbstlose Liebe nicht beantworten, Gott beantwortet sie auf jeden Fall.

Im Fall des Paulus beantwortet die Gemeinde seine selbstlose Liebe auf jeden Fall in der Majorität. Deshalb kann er sich als seine Freude und Krone bezeichnen. Im Übrigen ist es

eine Frage der Klugheit, dass man seinen Blick vornehmlich auf das Positive richtet, dass man seinen Blick nach Möglichkeit von dem Negativen abwendet. Hier geht es um so etwas wie eine „ars vivendi“, um eine Kunst des Lebens.

In diesem Zusammenhang beschwört Paulus wiederum die Tugend der Beständigkeit. Die Beständigkeit beeinflusst alle anderen Tugenden und bedeutet Berechenbarkeit in den Handlungen und das Festhalten am rechten Verhalten und Glauben, also Verlässlichkeit und Treue. Das Gegenteil dieser Tugend ist die Unbeständigkeit, die Wankelmütigkeit, die Untreue, im Extremfall der Verrat.

In den Versen 1-3 des vierten Kapitels behandelt Paulus die Aufgabe der Gemeindemitglieder von Philippi an der kirchlichen Umwelt. Dabei geht es ihm zum einen um die innige Verbundenheit mit der kirchlichen Umwelt (4, 1), zum anderen um die kluge Mitarbeit mit ihr (4, 2 f). Diese beginnt bei der eigenen Seele (4, 2) und sie drängt ganz von selbst dazu, sich auch um andere zu bemühen (4, 3).

In Vers 2 fährt Paulus fort mit den Worten:

„Evodia ermahne ich und Syntyche ermahne ich eines Sinnes zu sein im Herren“ (4, 2).

Evodia und Syntyche sind Frauen, die sich mit allem Eifer und mit großer Energie für das Reich Gottes eingesetzt hatten. Wer sie waren und woher sie stammten, wissen wir nicht. Paulus hat als kluger Seelsorger die Arbeit der Frauen im Dienste des Evangeliums sehr geschätzt. In Philippi war die Purpurchändlerin Lydia die Erste gewesen, die sich mit ihrem Hause hatte taufen lassen und dem Apostel ihre Räume für seine Missionsarbeit zur Verfügung gestellt hatte. Davon spricht die Apostelgeschichte (Apg 16, 14 f). In der Apostelgeschichte wird sie Lydia genannt, das kann als Eigenname verstanden werden oder als Hinweis auf die Heimat dieser Frau. Dann wäre Lydia einfach die Frau aus der Provinz Lydien. Dann könnte sie identisch sein mit Evodia oder Syntyche. Das würde auch erklären, wie es zwischen diesen zwei Frauen zu Empfindlichkeit und Eifersucht kommen konnte. Denn Lydia hatte große Verdienste um die Gemeinde von Philippi und wohl auch die andere Frau, mit der sie in Streit geraten war, weil beide wohl nicht ganz selbstlos gewesen sind. In ihrem religiösen Eifer waren sie also nicht ganz rein in ihrer Motivation. Dafür tadelt Paulus sie nicht, wohl aber ermahnt er sie zur Einmütigkeit. Diese weise Ermahnung offenbart die Feinfühligkeit des Paulus. Er

will nur das rechte Verhalten der Frauen, will sie aber in keiner Weise kränken oder bloßstellen.

Wir erfahren nicht, was die beiden Frauen entzweit hatte. Ihre Uneinigkeit erregte auf jeden Fall einen Zusammenstoß, zumal sie in der Gemeinde an hervorragender Stelle wirkten und allen bekannt waren. Paulus mischt sich nicht ein in den Streit, gibt weder der einen noch der anderen Recht, nur bittet er sie, eines Sinnes zu sein, nicht an ihre Differenzen, sondern an Christus, den Herrn, zu denken und sich um des Herrn willen zu vertragen.

Die Uneinigkeit ist heute das eigentliche Übel in der Kirche, in den Gemeinden, in der Priesterschaft, in den Ordensgemeinschaften, im Episkopat und in den zahlreichen kirchlichen Gremien, die man besser gar nicht geschaffen hätte. Die Uneinigkeit erregt nicht nur Anstoß, sie ist auch zerstörerisch für die Personen wie für die Gemeinschaften. Alle Uneinigkeit kann indessen überwunden werden durch einfühlsame, selbstlose Liebe. Die Liebe aber ist das entscheidende Ferment des Christentums.

Paulus fährt fort:

„Ich bitte auch dich, bewährter Genosse, nimm dich ihrer an. Sie haben mit mir um das Evangelium gekämpft wie auch Clemens und meine anderen Mitarbeiter, deren Namen im Buch des Lebens stehen“ (4, 3).

Es hat den Anschein, dass der Apostel sich von seiner Mahnung zum Frieden keinen durchschlagenden Erfolg versprochen hat. Er weiß, wie Menschen sich in Kleinigkeiten verbeißen können und dann nicht mehr fähig sind, den Rückweg zu finden. Deshalb zieht er einen Vermittler hinzu. Vielleicht waren bereits erfolglose Wiederversöhnungsversuche gemacht worden, so dass niemand mehr Lust hatte, sich weiter um die leidige Sache zu kümmern. In dieser Lage spricht Paulus einen Schlichter an, dessen Namen er nicht nennt, den er aber als einen bewährten Genossen bezeichnet, der sich also im apostolischen Dienst als Mitarbeiter des Paulus bewährt hat. Der Schlichter ist ein echter und treuer Jünger Christi. Möglicherweise ist er der Bischof von Philippi. Er soll nicht über die beiden Frauen richten, er soll nicht in erster Linie klären, wer Recht und wer Unrecht hat, damit käme er doch nicht zum Ziel, weil ja wohl jede von ihrem Recht überzeugt war und weil wohl jede ihren Anhang in der Gemeinde

hatte. Der Schlichter soll sich also ihrer annehmen, sich dabei hüten, sie zu verletzen, er soll ihnen klug und beharrlich zureden und solange mit ihnen verhandeln, bis das Ziel erreicht ist.

„*Nimm dich ihrer an*“, sagt Paulus. Damit will er sagen: Er soll ihnen beistehen und sie gewissermaßen an die Hand nehmen. Er will nicht einen Frieden, der durch einen Machtspruch herbeigeführt wird oder der diktiert wird, die Kontrahenten sollen dem Frieden aus innerer Einsicht zustimmen. Die Zerstrittenen sollen nicht zum Frieden gezwungen werden, sondern sie sollen Frieden schließen aus innerer Einsicht und in innerer Freiheit.

Nicht immer ist es möglich, dass der Friede so herbeigeführt wird. Zuweilen muss er durch ein Machtwort hergestellt werden. Ein solcher Friede ist jedoch weniger dauerhaft als jener, der aus der Einsicht hervorgeht, als jener, der in Freiheit angenommen wird.

Wir müssen hier davon ausgehen, dass die zwei Frauen Evodia und Syntyche sich große Verdienste erworben haben um die Gemeinde, dass sie dabei nicht nach Zeit und Gesundheit gefragt haben. Paulus stellt sie im Blick auf ihren Einsatz für die Gemeinde neben Klemens und seine anderen Mitarbeiter.

Über die Persönlichkeit dieses Klemens haben wir keine geschichtlich feststehende Kenntnis. Es ist möglich, dass es sich bei ihm um den dritten Nachfolger des heiligen Petrus handelt. Bewiesen werden kann das jedoch nicht. Wäre es so, dann würde es sich hier um jenen Klemens handeln, den wir in der Heiligen Messe im römischen Hochgebet erwähnen, nach Linus und Kletus.

Nicht nur an dieser Stelle erfahren wir, wie sehr Paulus die Mitarbeit der Frau geschätzt hat in seiner Missionsarbeit. Das wird weithin nicht genügend zur Kenntnis genommen, denn immer wieder behauptet man Paulus habe die Frau negativ bewertet. Dabei beruft man sich gern auf das sogenannte Schweigegebot des 1. Korintherbriefes: 1, Kor 14, 34 - 36. Diese Stelle hat folgenden Wortlaut: „Wie bei allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen in den gottesdienstlichen Versammlungen schweigen, denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen untertan sein, wie es auch das Gesetz bestimmt. Wenn sie aber etwas lernen wollen, sollen sie zu Hause ihre Männer fragen; denn es ist ungeziemend für eine Frau in der Gemeindeversammlung zu sprechen“. (1 Kor 14, 34 - 36). Man darf diese Stelle jedoch nicht überbewerten, vor allem muss man sie im Blick auf viele andere Stellen lesen. Unvereinbar ist die

genannte Stelle des 1. Korintherbriefes zunächst mit den Versen 4 und 5 im 11. Kapitel des gleichen Briefes, in denen festgestellt wird, dass Mann und Frau im Gottesdienst in gleicher Weise beten und prophetisch reden dürfen (1 Kor 11, 4 f), es sei denn, man denkt bei diesem Rede- und Betenverbot an das Lehrgespräch in der Gemeindeversammlung, an dem sich die Frauen nicht beteiligen sollten. Dann hätten wir dazu eine gewisse Parallele im 1. Timotheusbrief. Diese Stelle lautet: „Zu lehren erlaube ich der Frau nicht, ebenso nicht, dass sie den Mann beherrscht“ (1 Tim 2, 12). An dieser Stelle artikuliert sich das Rede- und Betenverbot jedoch klarer als allgemeines Lehrverbot. Vor allem geht es noch weiter, wenn es die Priorität Adams als Begründung geltend macht (1 Tim 2, 12 - 14).

Angesichts einer Reihe von anderen Stellen, die eine andere Sprache sprechen, und angesichts der Tatsache, dass Paulus von Anfang an auch weibliche Mitarbeiter in den Gemeinden zu Wort kommen lassen, liegt es nahe, diese Stellen, 1 Kor 34 - 36 und 1 Tim 2, 12-14, disziplinar zu verstehen, dabei absolut verbindlich, sofern hier die amtliche Lehrtätigkeit angesprochen ist, die ein wesentliches Element des Leitungsamtes ist. Im Hinblick auf die Quellen über das sich entfaltende Christentum müssen wir auf jeden Fall unterscheiden zwischen den Gesetzesverordnungen, die im Dienst der Ruhe und des Friedens in den Gemeinden stehen und pragmatisch verstanden werden müssen, und der authentischen Glaubensverkündigung. Immerhin lesen wir bei Paulus auch: „Im Herrn gibt es weder die Frau ohne den Mann, noch den Mann ohne die Frau“ (1 Kor 11, 11) und: „Wie die Frau vom Mann stammt, so ist der Mann durch die Frau alles, aber von Gott“ (1 Kor 11, 12). Wenn man die Stellen über die Frau bei Paulus zusammenträgt, muss man auf jeden Fall unterscheiden zwischen Gesetzesverordnungen oder Disziplinarvorschriften und der authentischen Glaubensverkündigung.

Wenn wir etwa im Epheserbrief bei Paulus lesen: „Der Mann ist das Haupt der Frau“ (Eph 5, 23), darf man nicht übersehen, dass sich unmittelbar an diese Feststellung die Forderung der personalen Liebe der Ehegatten anschließt, wodurch die Gleichwertigkeit der Frau im Hinblick auf den Mann unübersehbar bekundet wird. Gerade die Forderung der personalen Liebe der Ehegatten ist absolut neu im Kontext der profanen Ethik in damaliger Zeit. Weil diese Stelle so wichtig ist, möchte ich sie noch einmal wörtlich zitieren: „Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie dahingegeben hat. ... So schulden es denn die Männer ihren Frauen, sie zu lieben wie ihren eigenen Leib“ (Eph 5, 25 - 28). Auch Paulus vertritt die Gleichwertigkeit von Mann und Frau, wie sie bereits in der Schöpfungsgeschichte in den zwei ersten Kapiteln des Buches Genesis grundgelegt ist, die Gleichwertig-

keit, nicht jedoch die Gleichartigkeit. Im Verständnis der Bibel spielen Mann und Frauen nicht nur Rollen, betrifft das Mannsein und das Frausein vielmehr die tiefsten Dimensionen des Menschseins, weshalb Mann und Frau im Verständnis der Heiligen Schrift gleichwertig sind, nicht aber gleichartig oder austauschbar, wie das der moderne Genderismus behauptet.

Etwas anderes ist jedoch die amtliche Beauftragung der Frau. Sie begegnet uns nirgendwo im Neuen Testament. Das ganze Neue Testament erkennt der Frau die gleiche Würde zu wie dem Mann und in der nachösterlichen Jesusjüngerschaft in der werdenden Kirche hat die Frau von Anfang an eine bedeutende Rolle gespielt. Eine amtliche Beauftragung einer Frau begegnet uns nirgendwo im Neuen Testament. Eindeutig ist nach dem Neuen Testament das messianische Vikariat, wie es uns im apostolischen Amt begegnet, dem Mann vorbehalten, weshalb ein Priestertum der Frau in der katholischen Kirche aus dogmatischen Gründen nicht möglich ist. Sind auch die Aktivitäten der Frau in der jungen Kirche mannigfach, so begegnet uns die Frau jedoch in der jungen Kirche nirgendwo in einer amtlichen Aufgabe.

Keiner der Religionsstifter hat sich in der Geschichte der Religionen in ähnlicher Weise der Frau angenommen wie Jesus von Nazareth und ihre Ebenbürtigkeit und Eigenständigkeit wie er gelehrt und gelebt. Daran orientierte sich die vorapostolische Verkündigung, und die Urkirche erhielt dadurch ihr spezifisches Profil. Diesen Tatbestand bekräftigt John Henry Newman (+ 1890), wenn er feststellt: „Schaut euch um in der heidnischen Welt, und ihr seht, wie die schwächere Hälfte der Menschheit überall von dem starken Arm der Gewalt unterjocht und erniedrigt wurde“.

Dem neuen Bild von der Frau ist das Christentum verpflichtet, prinzipiell, auch wenn es diese Verpflichtung nicht immer idealiter realisiert hat. Hier ist das alte Problem der Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis zu beachten. Eine falsche Praxis kann im System begründet sein, also in der Theorie, oder in der geistigen Situationsenge einer Epoche oder eines Individuums oder in der moralischen Schwäche des Menschen. Wenn der Frau in der Geschichte des Christentums nicht immer Gerechtigkeit zuteil geworden ist, so ist das gemäß dem Selbstverständnis des Christentums in erster Linie die Folge der Sünde, freilich nicht nur der Sünde des männlichen Teils der Menschheit. Der Sündenfall störte nicht nur das Verhältnis des Menschen zu Gott, er bewirkte auch eine Störung des Verhältnisses der Menschen zueinander, vor allem auch im Hinblick auf ihre geschlechtliche Differenzierung. Die Abkehr des Menschen von Gott wirkte sich, wie die Geschichte lehrt, besonders verhängnisvoll aus für die Frau.

Wenn die Wertung der Frau einzigartig ist im Christentum, dann ist zu befürchten, dass sie mit der Distanzierung vom Christentum wieder verloren geht und dass die Ebenbürtigkeit der Geschlechter damit ihr tiefstes Fundament verliert. In der Tat spricht vieles für eine neue Versklavung der Frau in der säkularisierten Gesellschaft der Gegenwart. Vergisst die Frau ihren Wert und verliert sie die Orientierung, wird sie instrumentalisiert durch den Mann. Missachtet sie sich selber, wird sie verachtet.

Der Frau ist es gegeben, natürliches Leben zu hegen und zu pflegen. Sie hat auch eine besondere Fähigkeit, für die Entwicklung des übernatürlichen Lebens zu sorgen. In vielen Fällen wird sie mehr erreichen als der Mann, weil sie mehr Geduld und Ausdauer besitzt und von Natur aus eine mütterlich führende Hand hat, der sich der Mensch eher anpasst und anvertraut.

Die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde ist segensreich. Das steht außer Zweifel. Das gilt jedoch nicht für jene Frauen, die ihr Frausein verleugnen und klassenkämpferisch eine Emanzipation anstreben, die Mann und Frau für austauschbar hält, wenn sie nicht gar dem Gendermainstreaming (Genderideologie) huldigt oder entsprechend der New Age - Ideologie behauptet, Frauen seien besser als Männer. Leider sind jene Frauen, die heute vielfach in unseren Gemeinden dominieren, von dieser Art, emanzipatorisch im Geist des Klassenkampfes.

Es ist bezeichnend, dass Paulus die beiden Frauen Evodia und Syntyche nicht nur in ehrenvollster Weise erwähnt, sondern auch versichert, dass ihre Namen im Buch des Lebens stehen, dass Christus sie für die Teilnahme an seinem ewigen Reich auserwählt hat. Gott belohnt die selbstlose apostolische Arbeit in außergewöhnlicher Weise. Sie sind gleichsam eingetragen in das Goldene Buch der ewigen Gottesstadt. Das himmlische Bürgerrecht ist ihnen gewiss.

Die zwei Sätze über die beiden Frauen geben uns einen wertvollen Einblick in das urchristliche Gemeindeleben. Wir erbauen uns an dem Eifer, mit dem sie arbeiteten, und trösten uns an den Schwächen, die ihnen anhafteten. Zugleich sehen wir hier, wie wir über Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten hinwegkommen sollen. Alle Menschen haben ihre Eigenheiten. Solange sie still für sich leben, erregen sie keinen Anstoß, sind sie aber wie Evodia und Syntyche öffentlich tätig, dann wird bald Kritik laut, die umso liebloser ist, je mehr sie der Eifersucht entstammt. Ein solches Verhalten ist ohne Zweifel unchristlich. Umso christlicher die

ausgleichende Art des Apostels, der nach der Devise handelt: „Über alles aber geht die Liebe“ (1 Kor 13, 13)¹⁷.

In den Versen 4 - 9 des 4. Kapitels unseres Briefes behandelt Paulus die Einstellung zum eigenen Leben. Da stellt er zunächst fest, dass der Christ die richtige Einstellung zum eigenen Leben hat, wenn er die Freude im Herrn pflegt (Vers 4), wenn er alles meidet, was diese gefährden kann (Vers 5 - 7) und wenn er dafür sorgt, dass ihr nicht die Stützen fehlen (Vers 8 - 9).

Er beginnt hier mit der Aufforderung:

„Freut euch allezeit im Herrn. Noch einmal sage ich euch: freuet euch“ (Vers 4, 4).

Wiederholt hat Paulus in diesem Brief auf die Freude hingewiesen. Im 1. Kapitel dieses Briefes betet er mit Freude für die Seinen (1, 4). In dem nämlichen Kapitel spricht er davon, dass er sich, „trotz der kleinlichen und unfreundlichen Einstellung mancher Prediger in Rom“ freut, „wenn (nur) Christus durch sie den Menschen nahegebracht wird“ (1, 18). Wenige Verse später weist er darauf hin, dass er mit Genugtuung daran denkt, dass er nach Beendigung der Gefangenschaft durch sein Erscheinen in Philippi seinen Christen überschwängliche Freude bereiten kann (1, 25).

Im zweiten Kapitel des Briefes freut er sich, wenn die Philipper alle eines Sinnes sind (2, 2), wenige Verse später weiß er gar dem Martertod, mit dem er rechnen muss, die freudige Seite abzugewinnen, und stellt fest, dass durch sein Lebensopfer alles, was er für die Philipper getan hat, gekrönt und vollendet werde (2, 17). Im Vers 18 ist davon die Rede, dass er den Epa-phroditus den Brief überbringen lässt, um ihm und den Philippern eine Freude zu bereiten (2, 18).

Im dritten Kapitel sehen wir, wie auch hier in unserem vierten (Vers 4), wie Paulus alles, was er der Gemeinde an Warnungen und Mahnungen zu geben hat, mit einer Aufforderung zur Freude einleitet (3, 1). Dabei stören Schwächen und Unvollkommenheiten, die es auch bei

¹⁷ Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 147 - 163.

den Philippern gab, weder seine innige Freude an der Gemeinde (4, 1) noch die frohe Dankbarkeit für alles, was sie für ihn tun (4, 10).

Ein großes Hindernis der Freude hat Paulus für die Philipper dadurch beseitigt, dass er sie nicht zu Gesetzeschristen erzogen hat, sofern er ihnen die wahre Gerechtigkeit gezeigt hat, die aus der Verbindung mit Christus stammt und Gnadengeschenk Gottes ist.

Der Gesetzeschrist leidet immer unter der Furcht, dass seine Werke nicht vollkommen genügen. Die Ängstlichkeit lässt keine rechte Freude in ihm aufkommen. Wer sich aber als Kind der Gnade fühlt, ist voll Dank und frohen Herzens. Paulus selber ist ganz erfüllt davon, dass er ein Kind der Gnade ist. Deshalb freut er sich alle Zeit und möchte seinen Christen die gleiche Einstellung vermitteln. Seine Freude ist innerlich so tief begründet, dass sie durch nichts zerstört wird. Sie ist unabhängig von Stimmungen und Launen, von der leiblichen wie auch von der geistigen Verfassung, sie ist unabhängig auch von angenehmen oder bitteren Erfahrungen, und sie steht über dem Wechsel und den Zufälligkeiten des Lebens.

Wenn wir uns im Herrn freuen, tragen wir alles, was uns trifft, in Christus hinein, wir denken und leben in seiner Welt, sehen alles Irdische in seinem Licht, beurteilen es in seinem Geist und passen uns dem Willen und den Fügungen Gottes an. Deshalb kann im Grunde nichts diese Freude zerstören. Haben wir sie gefunden, freuen wir uns sogar über das Unangenehme, das wir erleben, und auch über das Schmerzliche, das wir erfahren, und erst recht über das Gute, das wir mit der Gnade Gottes vollbringen, nicht weniger als über seine Barmherzigkeit, in der er uns das Böse verzeiht und unsere Schwäche in Langmut erträgt.

In der Freude im Herrn können wir Verkennung, Schmach, Misshandlung und Unrecht um Christi willen ertragen und Gott dafür gar noch danken.

Die Freude im Herrn, die aus dem gnadenhaften Einssein mit Christus erwächst, ist die Vorstufe des himmlischen Glücks, zu dem der getreue Knecht im Evangelium geladen wird mit den Worten: „Geh ein in die Freude deines Herrn“ (Mt 25, 21. 23).

Paulus liegt viel an der Pflege dieser Freude, weshalb er seine Aufforderung zur Freude am Schluss des Verses noch einmal wiederholt. Er weiß, dass diese Freude im Grunde ein Gradmesser ist für die Echtheit unseres Christentums. Der Ungläubige oder der Halbgläubige, der

von diesseitigen Dingen, von Menschengunst und Erdengütern abhängig ist, kann eigentlich nie zu einer tiefen und dauerhaften Freude gelangen, weil ja all das, dem er nachstrebt, vergänglich ist. Was er Freude nennt, ist äußerer Betrieb, der schon durch seine laute Art verrät, dass er innerlich nichts zu geben hat. Der Christ hingegen besitzt andere Güter, deren höchstes die gnadenhafte Verbundenheit mit Christus darstellt. Darum gibt es eigentlich keine freudlosen Heiligen, kann es sie nicht geben. Wir werden hier erinnert an das Jesus-Wort: „Das habe ich zu euch gesagt, damit meine Freude in euch sei und eure Freude vollkommen werde“ (Jo 15, 11).

Im Alten Testament heißt es im 2. Buch Esra: „Die Freude in Gott ist unsere Kraft“ (2 Esra 8, 10). Das gilt bereits für den Menschen des Alten Bundes, in einem weit höheren Maß jedoch für das neubundliche Gottesvolk. Wir haben allen Grund zur Freude, weil Gott uns erlöst hat und wir einer großen Zukunft entgegengehen. Zwar gehört das Leid zu unserem Leben, zwar bedrängen uns immer viele Sorgen, zwar werden wir oft niedergeworfen durch Enttäuschungen, zwar plagen uns körperliche Schmerzen, aber stärker muss die Freude sein, die uns der Glaube und seine Verheißung schenken. Die Mühsal einer beschwerlichen Wanderung können wir leichten Herzens tragen, wenn wir an das Ziel denken. Die Hitze des Tages macht uns weniger aus, wenn wir den Feierabend vor Augen haben. Die Freude, die uns beflügeln muss, ist die Probe des Glaubens. Sie ist bestimmt durch die Überzeugung, dass die Traurigkeit nicht das letzte Wort hat, dass es an uns liegt, ob es mit uns einen guten Ausgang nimmt. Weil sich diese Freude auf das Letzte richtet, auf das Jenseits des Todes, weil sie sich an den Gott der Verheißung klammert, deswegen kann sie nicht in ihrer Tiefe betrübt werden in den Leiden dieser Zeit, denn die sind ja vorläufig, so vorläufig wie gar unser Sterben. Deshalb hält die Freude sich durch, kann sie sich durchhalten in allen Nöten des Leibes und des Geistes. Sie ist nicht überschäumend, sondern still, diese Freude, aber dafür umso tiefer. Im Mittelalter sprach man von der „hilaritas animae“, von der Heiterkeit der Seele. Das ist hier gemeint, eine Art von Gelassenheit, die uns letztlich unverwundbar macht. Diese Heiterkeit kann die Wirklichkeit nüchtern analysieren und sich pessimistischen Zeitprognosen stellen, weil sie realistisch sind, und gleichzeitig kann sie im Blick auf die größere Ewigkeit optimistisch sein, weil das dem Realismus des Glaubens entspricht.

Wir erfahren von Jesus in den Evangelien nicht, dass er gelacht hat, dass er sich gefreut hat, jedenfalls nicht ausdrücklich. Wohl heißt es einmal, er habe frohlockt, aber das ist eine augenblickliche Freude. Wir erfahren in den Evangelien nicht, dass Jesus gelacht hat, dass er sich

gefremdet hat, jedenfalls nicht ausdrücklich, dennoch können wir zwischen den Zeilen lesen, wie die Heiterkeit, die Gelassenheit und die stille Freude sein Leben bestimmten. Er war ja der Verkünder der Frohbotschaft, des „euangelion“. Das hat niemand so erkannt, wie Franz von Assisi (+ 1225), der Bruder Immerfroh, wie seine Zeitgenossen ihn nannten. Ein ein-drucks-volles Zeugnis dieser seiner Freude ist der Sonnengesang, den er übrigens in seiner Todes-krankheit geschrieben hat unter unsagbaren Schmerzen. Für Franz von Assisi gab es nur einen Grund zur Traurigkeit, nämlich die Beleidigung Gottes.

Wir können aber nicht von der Freude sprechen ohne der Mutter Jesu zu gedenken. In der Lauretananischen Litanei rufen wir sie an als die Ursache unserer Freude. Ihre Freude hat ein unsterbliches Denkmal gefunden im Gesang des Magnifikat, mit dem wir jeden Tag die Ve-sper, das kirchliche Abendgebet, beschließen. Und wir dürfen davon ausgehen, dass die Freu-de sie nie mehr verlassen hat seit ihrer Berufung, die Mutter des Messias zu sein. Sie ist schon durch ihr Leben die Ursache unserer Freude. Vor allem aber deshalb ist sie die Ursache un-serer Freude, weil sie uns die Freude schlechthin gebracht hat, in dem Kind, das sie geboren hat, in dem Erlöser, der aus ihr hervorgegangen ist. Wir sollten um die Freude beten, die eine Frucht des Glaubens ist, unseres Glaubens an die Reichtümer, die Gott uns geschenkt hat. Wir sollten dabei auf den Gott der Liebe schauen, auf Christus und seine heilige Mutter.

Der Dichter Paul Claudel (+ 1955) sagt: „Der Mensch ist nicht zum Vergnügen, sondern zur Freude geboren“. Und kein Geringerer als der Philosoph Friedrich Nietzsche (+ 1900) erklärt: „Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit“. Verwandle alles in Freude, dann verwandelt dich die Freude, sagt ein Sprichwort. In Bezug auf unsere Philipper-Stelle (Phil 4, 4 f) erklärt Augustinus (+ 430) in einer Predigt: „Werden wir nicht dazu aufgefordert? Der Herr ist nahe, sorgt euch um nichts“¹⁸.

Ich sagte: In den Versen 4 - 9 des 4. Kapitels unseres Briefes geht es darum, dass der Christ die richtige Einstellung zum eigenen Leben hat, wenn er die Freude im Herrn pflegt, dass er alles meidet, was diese gefährden kann und dass er dafür sorgt, dass ihr nicht die Stützen fehlen.

In Vers 5 - 7 geht es darum, dass der Christ alles meidet, was die Freude gefährden kann. Sie haben folgenden Wortlaut:

¹⁸ Augustinus, Sermo 171, 2.

„Euer ausgeglichenes Wesen werde allen Menschen kund. Der Herr ist nahe“ (Vers 5).

„Seid nicht voller ängstlicher Sorge, bringt vielmehr eure Anliegen in allen Bitten und Flehen vor Gott, indem ihr Dank sagt“ (Vers 6).

„Dann wird der Friede Gottes, der jeden Begriff übersteigt, euer Herz und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren“ (Vers 7).

Zwei Hindernisse der Freude nennt der Apostel hier, zum einen ein heftiges, unausgeglichenes Wesen (Vers 5) und zum anderen ängstliche Freude (Verse 6 und 7).

Der Christ bewahrt seine Fassung aus inneren Gründen. Er weiß, dass er in Gottes Hand steht und mit Christus zu einer persönlichen Lebens- und Leidensgemeinschaft verbunden ist. Deshalb sind seine Ruhe und Überlegenheit mehr als eine schöne Geste. Er steht über den Dingen und ist den Schwankungen des Geschickes und den wechselnden Einflüssen der Umwelt nicht haltlos preisgegeben.

Paulus verlangt hier die gleiche Fassung und Selbstbeherrschung, die der Herr in der Bergpredigt mit dem so oft missverstandenen Satz fordert: „Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die andere hin“ (Mt 5, 39). Christus will damit keineswegs verbieten, dass man sich gegen einen Angriff wehrt. Er hat sich ja selbst verteidigt, als ihm der Knecht vor Annas ins Gesicht schlug. Er will nur sagen: Wenn dir jemand unrecht tut, dann sollst du nicht in Wut und Zorn geraten. Du musst dich so in der Gewalt haben, dass du fähig bist noch weiteres Unrecht hinzunehmen. Wenn du diese Ruhe aufbringst, dann bist du imstande, dich gerecht und wirksam zu verteidigen. Ja, die imponierende Ruhe ist als solche schon eine eindrucksvolle Verteidigung.

Durch unsere innere Ruhe in den Härten und Ungerechtigkeiten des Lebens angesichts der Bosheit und des Unverstandes der Menschen können wir ein Zeugnis ablegen für das, was die innere Verbindung mit Gott zu bewirken vermag. Ein besonnenes, ausgeglichenes Wesen aus der Kraft des Glaubens ist ein lebendiges Zeugnis für Christus.

Paulus weiß, dass es nicht leicht ist, diese Haltung zu gewinnen. Darum weist er hin auf die bevorstehende Ankunft Christi. Für die gesamte Menschheit erfolgt sie beim Weltgericht, für

den Einzelnen im Augenblick seines persönlichen Todes. Unter diesem Aspekt gilt für einen jeden von uns und zu jeder Stunde die Feststellung des Paulus: „Der Herr ist nahe“.

In dieser Perspektive ist es töricht, sich über Zustände und Vorkommnisse zu ärgern, die doch in Kürze vorüber sind und sicher bei Gott eine ganz gerechte Beurteilung finden werden. Faktisch sind die meisten Dinge, über die wir uns erregen, den Zorn und Ärger gar nicht wert. Wenn wir nach einigen Jahren, erst recht am Ende unseres Lebens, auf das zurückschauen, was uns verdrießliche Stunden und schlaflose Nächte gebracht hat, werden wir selbst über die enge und kleinliche Auffassung lächeln, der wir zum Opfer fielen. Wer richtig bedenkt, dass der Herr nahe ist, wird aus dieser Erkenntnis lernen, die Freude im Herrn zu bewahren und sich nicht über die Kleinigkeiten und Belastungen des alltäglichen Lebens aufregen.

Schon immer galten heilige Ruhe und Gelassenheit als Zeichen der Gottverbundenheit. Andererseits ist es ein Beweis von wenig Christentum, wenn der Mensch über alles aufbraust und seinen Zorn nicht bemeistern kann. Gewiss spielen hier auch die Nerven eine gewisse Rolle, aber ebenso sicher ist es, dass das, was viele als Nervosität bezeichnen im Grunde nur Mangel an Selbstbeherrschung ist. Die Selbstbeherrschung aber ist leicht, wenn wir unser Leben im Blick auf die Ankunft Christi, die immer nahe ist, relativieren.

Die ewig wiederkehrenden Sorgen des Alltags bedrohen die Freude noch mehr als der Zorn und die Heftigkeit. Deshalb sagt der Apostel uns, wie wir die Sorgen überwinden (Vers 6) und zu innerem Frieden gelangen können (Vers 7).

„Seid nicht voll ängstlicher Sorge. Bringt vielmehr eure Anliegen in allen Bitten und Flehen vor Gott, indem ihr Dank sagt“ (Vers 6).

Vor Sorgen kann sich nicht niemand schützen. Die Sorgen gehören zu unserem Leben. Bei den meisten Menschen steht die Sorge schon am frühen Morgen an ihrem Lager, wenn sie erwachen, begleitet sie den Tag hindurch und verfolgt sie bis in die Träume der Nacht. Paulus weiß, dass die Sorgen die Freuden vertreiben. Trotzdem kann er den Seinen die Sorgen nicht abnehmen, wohl aber sagt er ihnen zwei Dinge: Übertreibt das Sorgen nicht und haltet an Gott.

Auch der gute Christ wird für viele Dinge sorgen müssen. Seine Sorge darf aber nie so groß werden, dass sie sein Inneres ganz erfüllt und jeden anderen Gedanken verdrängt. Wir müssen uns immer vor Augen halten, dass Gott allmächtig ist und dass er unser Vater ist, gern seine Hand weiterreicht und sein Auge klarer sieht, als wir es vermögen. Wir dürfen uns daher nicht der Angst überlassen, wie es naturgemäß jene tun, die nur ein blindes Schicksal über sich sehen. Wer das Leben ruhig betrachtet, findet immer wieder, dass die Menschen sich viel zu viel Angst und Sorgen machen. Sie könnten bedeutend friedvoller und glücklicher leben, wenn sie mit ihrem Christentum ernst machten und auf den Vatergott vertrauten, der für die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes sorgt und der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat. (Mt 10, 30; Lk 12, 7). Überlassen wir Gott die Zukunft, an der unsere Sorge doch nichts ändern kann, und benutzen wir die Gegenwart, die seine Liebe uns schenkt.

Das heißt nicht, dass wir Gott unsere Sorgen nicht im Gebet vortragen sollen oder dürfen. Wir dürfen das sogar mit großem Vertrauen tun, müssen dabei aber die innere Gelassenheit bewahren. Alle Sorgen und Nöte dürfen wir vor Gott hintragen, um alles dürfen wir Gott bitten, ja, sollen wir Gott bitten.

Wenn wir unsere Bitten vor Gott hintragen, dürfen wir uns freilich nicht auf die Erfüllung bestimmter irdischer Wünsche versteifen. Gott weiß es besser, was gut ist für uns als wir es wissen.

Wir betrachten unser Leben aus der Froschperspektive, Gott aber sieht es aus der Vogelperspektive. Auch eine Notlage, in der wir uns augenblicklich befinden, kann uns zum Heile dienen, auch wenn wir nicht einsehen, inwiefern das der Fall ist. Daher sollten wir Gott auch für das Leid danken, das er uns nicht nimmt, das er uns nicht erspart. Dabei werden wir nicht selten die Erfahrung machen, dass der Dank dem Schmerz den Stachel abbricht. Im Danken liegt die Ergebung, die kindliche Hingabe an den Vaterwillen, der stets unser Bestes im Auge hat, in der Regel dann am meisten, wenn wir es am wenigsten begreifen.

In den Versen 6 und 7 des 4. Kapitels ist die Rede davon, dass die ewig wiederkehrende Sorge des Alltags die Freude noch mehr bedroht als der Zorn und die Heftigkeit. Deshalb spricht der Apostel hier davon, wie wir die Sorgen überwinden können (Vers 6) und wie wir zum inneren Frieden gelangen können (Vers 7).

Wörtlich sagt der Apostel:

„Dann wird der Friede Gottes, der jeden Begriff übersteigt, euer Herz und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren“ (Vers 7).

Wenn der Christ seinem Gott für alles zu danken versucht, dann verliert die Sorge ihre Bitterkeit, dann macht sie einem stillen Frieden Platz. Es ist den Menschen, die nicht aus dem Glauben leben, unbegreiflich, wie man mitten in den Sorgen des Lebens den inneren Frieden besitzen kann. Der Christ weiß, dass dieser Friede Christus selber ist. Er ist unser Friede und unsere Versöhnung. Mit diesem Christus werden wir geheimnishaft verbunden, wenn wir den Frieden Christi suchen, und nehmen so teil an seiner Ruhe und Überlegenheit. Viele von uns werden es mehr als einmal mit Staunen erlebt haben, wie Menschen, die im tiefsten Leid, in äußerster Verlassenheit, in schlimmster Not, in bittersten Schmerzen den inneren Frieden nicht verloren haben, weil sie sich an Christus gehalten haben.

Allein, diese Erfahrung begegnet uns aber auch im Leben des Paulus, den nichts von der Liebe Christi trennen konnte (Rö 8, 35). Denken wir hier auch an die vielen Märtyrer der Kirche, die über ihre Qualen triumphierten und an die ungezählten Heiligen, die in ihren Leiden und Widerwärtigkeiten Gott priesen und ihm dankten. Sie besaßen den Frieden, der jeden Begriff übersteigt, in der Verbindung mit Christus. Sie erzeugt gleichsam ein neues Denken über ihn und seine Wahrheit. Wer ihn in der Schule des Lebens und des Leidens gefunden hat, weiß, was seine Wahrheit und Gnade bedeuten. Wer nur aus Büchern oder Predigten oder Vorträgen oder Schriften schöpft, mag manches über ihn hören und von ihm wissen, ihn selbst erfährt und bewahrt man erst, wenn man sein Leid und seine Sorgen auf ihn wirft und sich in seinem Leid und in seinen Sorgen ihm ganz anheimgibt. Dann findet die Seele die wahren und tiefen Gedanken über ihn, die ihr niemand nehmen kann, weil sie aus Gott geboren sind.

Wer Christus wirklich gefunden hat im Leid, der bewahrt den Frieden, mag das Leben ihm noch so hart und übel mitspielen.

Im Weiteren des Briefes geht es um die Stützen der Freude (Verse 8 und 9). Die Freude und der Friede sind so hohe Güter, dass sie im Allgemeinen nicht ohne stützende Grundlagen bewahrt werden können. Auf zwei solcher Stützen weist Paulus an dieser Stelle hin, auf das sittliche Streben des Einzelnen (Vers 8) und auf das mitreißende Beispiel der Führung (Vers 9). Wörtlich heißt es da:

„Im übrigen, Brüder, richtet euren Sinn auf alles, was wahr, was edel, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was anziehend, was tugendhaft, was lobenswert ist“ (Vers 8).

„Was ihr von mir gelernt und aufgenommen, gehört und gesehen habt, das tut und der Gott des Friedens wird mit euch sein“ (Vers 9).

Paulus sieht in dem allgemeinen Tugendstreben, um das sich der gute Mensch bemüht, eine vollkommene Stütze der Freude. Wer sich keine Mühe gibt, die eigene Seele zu veredeln und zu einer höheren Lebensauffassung zu führen, wird nie wahre Freude besitzen. Er bleibt immer an der Oberfläche, dringt nie ein in die Tiefe und kommt zu keinem ruhigen seelischen Besitz.

Acht Tugendziele nennt Paulus, nach denen der Christ schon aufgrund seines natürlichen Menschentums streben soll. Die vier ersten begründen den Frieden und halten die Feinde der Freude, Streit und Zank, Verdruss und Ärger fern. Paulus beginnt mit der Grundforderung: Seid wahr! Richtet euren Sinn auf alles, was ehrlich und aufrichtig ist. Dient nicht dem Schein und dem Trug, indem ihr vor euch selber und vor eurer Umgebung zu Heuchlern werdet, indem ihr anders redet und handelt, als ihr innerlich denkt. Der gerade und aufrechte Mensch hat Freude an sich selbst, er schaut mit Befriedigung auf seine Seele und freut sich über seine Integrität. Zudem macht offenes und aufrichtiges und ehrliches Wesen überall beliebt, während der Unehrlische und Doppelzüngige immer Zank und Zwietracht hervorruft. Im Bereich der Lüge und Heuchelei hat die Freude keinen Ort, jedenfalls nicht auf die Dauer. Eine aufrichtige Gesinnung zeugt von innerem und geistigem Adel. Sie weckt und pflegt das Edle im Menschen, das sich in besonderer Weise, in besonderem Maße bei einem Jünger Christi finden muss. Eine edle und vornehme Gesinnung ist ein kostbarer Besitz, gibt dem Menschen ein höheres Wertbewusstsein und ist dadurch eine starke Garantie für die Bewahrung des Friedens und der Freude. Wer edel gesinnt ist, hat auch ein feines Empfinden für die Gerechtigkeit. Er erweist sich damit als heilig, als Ebenbild Gottes. Denn Gott ist der Inbegriff aller Gerechtigkeit und er verkörpert in sich den höchsten Adel. Durch die Taufe ist der Christ Gott geheiligt, weshalb er mehr als andere verpflichtet ist, die menschlichen Grundtugenden zu pflegen.

Ist der Christ wahr, edel, gerecht und heilig, wird er die vier letzten Forderungen des Apostels ganz von selbst erfüllen. Er wird jedem liebenswürdig entgegenkommen, er wird seinen

Einfluss geltend machen können, weil er auf jeden anziehend wirkt und mit Unannehmlichkeiten aussöhnt und Missstimmungen und Schwierigkeiten hinwegräumt.

Ein lebenswürdiges und anziehendes Wesen verrät tugendhafte Gesinnung. Denn alle Tugend beruht auf der Liebe, zumal die christliche Tugend ein Abglanz jener Liebe und Güte ist, die das Wesen Gottes ausmachen, vor Gott und vor den Menschen wird er lobenswert sein.

Die Ausführungen des Apostels legen uns die Frage nahe, wie es hier um unser persönliches Verhalten steht. Wir können keine guten Christen sein, wenn wir im Alltag ungenießbar, widerwärtig und unverträglich sind. Es gilt, dass wir unser natürliches Leben durch die übernatürliche Gnade veredeln und verklären.

Inwieweit wir selber wirklich Christen geworden sind, das ergibt sich nicht zuletzt daraus, ob wir in unseren Beziehungen von Mensch zu Mensch gut und edel, treu und gewissenhaft sind und nach besten Kräften dem Frieden dienen.

Die Gnade baut auf der Natur auf. Ein Mensch kann nicht übernatürlich gut sein, wenn er in seinem natürlichen Pflichtenkreis versagt. Wer im Alltag liebevoll und dienstbereit ist, verbreitet Frieden und Zufriedenheit. Er gehört zu den Friedfertigen, die Christus in der Bergpredigt als Kinder Gottes bezeichnet (Mt 5, 9), weil sie überall die Sonne der Freude durchdringen lassen und das finstere Gewölk des Unmutes verscheuchen.

Paulus fährt fort:

„Was ihr von mir gelernt und aufgenommen, gehört und gesehen habt, das tut. Und der Gott des Friedens wird mit euch sein“ (Vers 9).

Die zweite Stütze der Freude ist für Paulus das mitreißende Beispiel, wie bereits festgestellt wurde. Nur jene Lehre wird befolgt, die in lebendiger Verkörperung vor die Menschen tritt. Der Philosoph Max Scheler (+ 1928) sagt mit Recht: „Jede Offenbarung erfolgt auf dem Weg der Inkarnation“. Das weiß auch Paulus. Deshalb weist er die Philipper hin auf das, was sie von ihm gelernt und aufgenommen, was sie gesehen und gehört haben.

Die Lehren des Apostels waren nie bloßes Reden und Vortragen. Immer lebte in ihnen die ganze Persönlichkeit des Apostels. Sein Beispiel war die Verkörperung seiner Lehre. Wer seinen Worten nicht zustimmen wollte, wurde durch seine Persönlichkeit zum Nachdenken gebracht, wenn nicht gar fasziniert. Weil die Philipper mehr durch sein Beispiel als durch sein Wort von ihm gelernt haben, deswegen ist seine Lehre tief in ihre Seelen eingedrungen, ist das Evangelium ganz und gar ihr geistiger Besitz geworden. Was sie in solcher Weise aufgenommen haben und sich zu Eigen gemacht haben, ist nun zugleich ihr Reichtum und ihre Freude.

Stets muss die christliche Verkündigung zur Freude führen. Wo immer sie zur Traurigkeit, zur Furcht und zur Angst führt, offenbart sie sich als nicht authentisch. Es geht hier um das „euangelion“, um die frohe Botschaft, richtiger noch um die froh machende Botschaft.

Zur Freude sind wir geboren, und erst recht sind wir zur Freude wiedergeboren. Christus nennt die Taufe die Wiedergeburt. Sie bringt uns den Anfang des göttlichen Lebens, das in der unendlichen Freude des ewigen Lebens seine letzte Vollendung findet. Es ist das ewige Ostern, dem wir als Getaufte entgegengehen¹⁹.

In den folgenden Versen, in den Versen 10 - 20, legt Paulus an seinem eigenen Beispiel dar, dass das rechte Verhältnis zwischen Hirt und Herde wesentlich abhängt von der Gesinnung des Hirten (Verse 10 - 13) und von der Opferwilligkeit der Gläubigen (Verse 14 - 19).

Zuerst geht es also um die Gesinnung des Hirten (Verse 10 - 13): Weil der Mensch aus Leib und Seele besteht, haben auch die Beziehungen zwischen Hirt und Herde einen materiellen Untergrund. Beide sind auf den Gebrauch irdischer Güter angewiesen. Soll das übernatürliche Verhältnis dadurch nicht leiden, dann muss der Hirte Dankbarkeit (Vers 10) und Genügsamkeit (Verse 11 - 12) zeigen, und er wird dazu befähigt durch die ewigen Quellen, aus denen er schöpfen kann (Vers 13).

Wörtlich heißt es da zunächst:

¹⁹ Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 164 - 177.

„Ich habe mich sehr im Herrn gefreut, dass sich eure Fürsorge für mich wieder so herrlich entfalten konnte! Der Wille dazu war schon da, aber die Gelegenheit fehlte!“ (Vers 10).

Die Kirche ist die geistige Herde Christi. Zu ihr wird der Hirt gesandt, Paulus versteht sich als Hirt, er ist zu der Herde gesandt, nicht um von ihr zu leben, sondern um ihr zu dienen und sich für sie zu opfern. Dennoch besteht das Gesetz, dass jeder, der dem Altare dient, auch vom Altar leben soll. Diese Formulierung hat Paulus selber einmal geprägt (1 Kor 9, 13). Dennoch hat Paulus persönlich von seinen Gläubigen nichts angenommen, sondern sich mit seiner Hände Arbeit ernährt. Bei Philippi, der ersten Christengemeinde auf europäischem Boden, hat er indessen eine Ausnahme gemacht. Die Philipper sind ihm mit besonderer Liebe entgegengekommen, haben es anscheinend auch verstanden, ihm ihre Gaben so darzubieten, dass er sie kaum ablehnen konnte. Im Grund seines Herzens empfand er auch klar, dass ihr Geben berechtigt war, ja, dass es sogar einer direkten Pflicht entsprang. Deshalb freute er sich angesichts der Fürsorge der Philipper auch nicht um seiner selbst willen, sondern im „Herrn“.

Paulus weiß: Die Philipper haben erkannt, dass sie letzten Endes nicht dem Apostel, sondern dem Herrn ihre Gaben schulden. Wenn Paulus für sie arbeitet, müssen sie billigerweise für seinen Unterhalt sorgen. Diese „Überzeugung klingt in der Versicherung durch, dass er sich über das Wiederaufleben ihrer fürsorgenden Liebe sehr gefreut hatte. Paulus hat mit der Gabe der Philipper gerechnet, anscheinend darauf gewartet und sich sogar etwas gewundert, dass sie solange ausblieb. Umso mehr freut er sich jetzt, dass sie „wieder einmal“ da ist.

In äußerst feiner Weise verbindet Paulus hier den Dank für die erhaltene Spende mit dem Ausdruck eines gewissen Befremdens, dass sie, die Gabe, auf sich hat warten lassen. Die Philipper sollen jedoch aus seiner Bemerkung keinen Vorwurf heraushören. Deshalb betont er ausdrücklich, dass er in keiner Weise je an ihrem guten Willen und an ihrer Hilfsbereitschaft gezweifelt hat. Er ist vielmehr überzeugt, dass ihnen die Möglichkeit fehlte, die Gabe früher zu überbringen, vielleicht wegen schlechter wirtschaftlicher Verhältnisse oder weil sie nicht wussten, wie sie dem gefangenen Apostel etwas zukommen lassen konnten.

Ohne Dankesworte bekundet der Apostel seine Dankbarkeit gegenüber der Gemeinde und er gibt damit ein gutes Beispiel dafür, wie man in zurückhaltender Weise seinen Dank zum Ausdruck bringen kann. Dann fährt er fort:

„Ich sage das nicht um der Entbehrungen willen. Ich habe gelernt mit der Lage, in der ich mich befinde, zufrieden zu sein“ (Vers 11).

„Ich weiß mich in Armut, ich weiß mich in Überfluss zu schicken. Mit allem und jedem bin ich vertraut, mit Sattsein und Hungern, mit Überfluss und Dürftigkeit“ (Vers 12).

Wer sich bei anderen bedanken muss, zeigt, dass seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit eine gewisse Einschränkung erfahren hat. Wenn er häufig dazu genötigt ist, droht gar die Gefahr, dass er sich auf andere verlässt und dass er mit ihren Gaben rechnet, dass er seine Geber vielleicht gar mehr oder weniger ausnutzt, wie es nicht selten bei den Empfängern der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege vorkommt. Diesen Eindruck will der Apostel auf jeden Fall verhindern. Die Sache, der er dient, verlangt, dass er souverän und unabhängig dasteht, dass kein falscher Sinn von Habgier und Gewinnsucht auf ihn fällt. Deshalb soll sein Dank unter keinen Umständen den Anschein erwecken, dass er weitere Spenden erwartet, dass er ohne die Gaben der Philipper nicht leben kann. Er bedankt sich nicht, um auf seine Bedürftigkeit hinzuweisen, wie es oft geschieht. Gewiss fehlt ihm mitunter das Notwendige. Das wird zumal in den Tagen der Gefangenschaft der Fall gewesen sein, denn da konnte vom Verdienen mit seiner Hände Arbeit keine Rede sein. Er hat es jedoch gelernt, sich in heiliger Genügsamkeit mit jeder Lage abzufinden. In widrige und unwürdige Verhältnisse kann er sich schicken, genauso aber bewahrt er seine Würde, wenn er gelegentlich mehr hat als er braucht, also in gewissem Sinn von Überfluss sprechen kann. Es ist immer ein Zeichen vornehmer Gesinnung, guter Erziehung und echter Religiosität, wenn ein Mensch sich still in jede Lage zu finden weiß.

Paulus kann satt sein und hungern, Überfluss haben und darben, ohne das seelische Gleichgewicht zu verlieren. In alldem sieht er nicht ein Missgeschick, in das man sich fügen muss, sondern die bewusste und frohe Opfergemeinschaft mit Christus.

Die Gleichgültigkeit des Apostels gegenüber irdischen Werten und Bedürfnissen ergibt sich für ihn aus seinem persönlichen Verhältnis zu Christus. Denn in ihm besitzt er alles. Christus bietet ihm tausendfachen Ersatz für das, was die Erde zu geben vermag. Nicht zuletzt hat er überreich erfahren, dass Christus dem, der „Haus, Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Kind oder Äcker“ um seinetwillen verlässt, Hundertfaches dafür geben wird und dass er gemäß der Verheißung Christi „das ewige Leben erben“ wird (Mt 19, 29).

Die Anspruchslosigkeit ist ein wesentliches Element der Jüngerschaft Christi. Darum gehört die Askese, die Übung des Verzichtes, elementar zur christlichen Existenz. Wer nicht freiwillig verzichtet, wird selbstüchtig und unzufrieden. Die Übung des Verzichtes ist leicht, wenn sie aus Liebe erfolgt, aus Liebe zu Gott und aus Liebe zu den Menschen. Nicht zuletzt darf sie auch aus Liebe zu der eigenen Person erfolgen, sofern wir durch die Übung des Verzichtes unsere innere Freiheit bewahren und vertiefen.

Wenn Jesus in der Bergpredigt die Armen selig preist (Mt 5, 3), meint er jene, die nicht am Irdischen hängen, die sich gegenüber allem Irdischen die innere Freiheit bewahrt haben.

Es ist ein besonderes Ärgernis, wenn Priester ein anspruchsvolles Leben führen und auf Kriegsfuß stehen mit der inneren Armut, wie Paulus sie beispielhaft gelebt hat. Nicht ohne Grund hat die Kirche den ganz armen und völlig selbstlosen Pfarrer von Ars zum Patron der Seelsorger gemacht.

Paulus deutet an, dass es nicht immer leicht ist, bedürfnislos zu leben und im Leben bedürfnislos und anspruchslos zu bleiben. Deshalb spricht er von der Quelle seiner Kraft: „*Ich vermag alles in dem, der mich stärkt*“ (Vers 13). Paulus entstammte besten wirtschaftlichen Verhältnissen. Einst konnte er sich jeden Wunsch erfüllen. Nun aber nach seiner Bekehrung musste er sich um sein tägliches Brot mühen und plagen. Nicht selten musste er schwerer arbeiten dafür, als sein kränklicher Leib und sein übermüdeten Geist es zuließen. Er weiß jedoch, dass er das alles nicht aus eigener Kraft geschafft hat, sondern dass ihn ein anderer gestärkt hat, nämlich Christus, in dessen Dienst er getreten ist.

„*Ich vermag alles, in dem, der mich stärkt*“, das ist ein stolzes und zugleich demütiges Wort. Immer wieder ist es von ringenden und leidenden Menschen wiederholt worden. Ungezählten hat es Trost und Hilfe gebracht in äußerer und innerer Bedrängnis. Wirksam ist es jedoch nur dann, wenn der Mensch tatsächlich in Christus lebt. Wenn die Lebenskraft Christi, sein Denken und Wollen an die Stelle unseres natürlichen Begehrens tritt, dann können wir nicht unterliegen. Dieses Eintreten in die Lebenskraft und in das Denken und Wollen Christi ist in erster Linie eine Frucht des Gebetes. Dann sind nicht mehr wir es, die das Schwere vollbringen, dann ist es vielmehr Christus, der in uns lebt und kämpft und siegt.

Paulus fährt fort mit der Feststellung, dass, wenn der Hirt auch noch so anspruchslos ist, er der Opferwilligkeit der Herde doch nicht entbehren kann. Das begründet er in den Versen 14 - 16, um sodann über den Gewinn zu sprechen, den die Opferwilligkeit den Gläubigen bringt (Verse 17 - 20).

Um die Philipper in ihrem bisherigen Eifer zu bestärken, betont Paulus ein Dreifaches, erstens: ihr Opfer war sehr angebracht (Vers 14), zweitens: ihr Opfer beweist, dass sie einen besonderen Vorzug besitzen (Vers 15), und drittens: ihr Opfer knüpft neue persönliche Beziehungen an zwischen ihnen und ihm (Vers 16).

Paulus beginnt mit den Worten:

„Gleichwohl habt ihr gut daran getan, dass ihr an meiner Bedrängnis Anteil nehmt“ (Vers 14).

Die Selbstlosigkeit ist die Pflicht des Hirten wie die Opferwilligkeit die Pflicht der Gemeinde ist. Die Philipper wussten, dass Paulus überaus anspruchslos war. Deshalb konnten sie denken, er lege keinen Wert auf ihre Gabe und sie sei ihm am Ende unerwünscht oder lästig. Das aber hätte sie unangenehm berührt und ihre Opferfreudigkeit gelähmt. Auf keinen Fall will der Apostel, dass die Bemerkungen über seine Zufriedenheit mit jeder Lage diese Wirkung haben. Deshalb erklärt er mit Nachdruck, dass die Spende ihm sehr zugute gekommen ist und betont dabei, dass er die Anteilnahme der Philipper in seiner bedrängten Lage als wirkliche Wohltat empfunden hat. Dieses Geständnis mag dem Apostel, der sonst jede Unterstützung ablehnte, nicht leicht geworden sein. Er sagt es aber, um der Liebe zu dienen und um den Philippern eine Freude zu bereiten.

Hirt und Herde sind ähnlich miteinander verbunden wie zwei Menschen in der Ehe, idealiter zumindest. Das Glück der Ehe wird nur dann gewahrt, wenn beide Teile einander entgegenkommen, wenn keiner hartnäckig und unbeugsam an seinem Standpunkt festhält. Gewiss gibt es Dinge, in denen man nicht nachgeben kann. So hält Paulus auch grundsätzlich daran fest, dass er von seinen Gemeinden nichts annimmt. Dennoch weiß er den Philippern gegenüber eine Form zu finden, mit der er seinen Standpunkt wahr, aber jede Verletzung vermeidet. Immer ist die wahre Liebe erfinderisch. Wo sie herrscht, wird sie es auch bei sachlichen Differenzen nicht zu persönlicher Entzweiung kommen lassen.

Nachdrücklich betont Paulus, dass er seine grundsätzliche Stellungnahme nicht geändert hat. Das können die Philipper aus eigener Erfahrung bezeugen. Sie wissen es, wie er es von Anfang an gehalten hat. Philippi war die erste Christengemeinde gewesen, die Paulus in Europa gegründet hatte. Von dort aus war er weitergezogen nach Thessalonich, Beröa, Athen und Korinth und hatte dabei noch eine Reihe kleinerer Orte berührt. Überall hatte er das Wort der Wahrheit verkündet und die Gnadenmittel des Heiles gespendet. Von keiner der Gemeinden aber hatte er sich dabei etwas geben lassen für das, was er gebracht hatte. Mit keiner dieser Gemeinden war er in das Verhältnis von Geben und Nehmen getreten. Damit hatte er zum Ausdruck bringen wollen, dass seine apostolische Arbeit nicht als ein Geschäft verstanden werden durfte. Geben und Nehmen sind die Grundlagen des kaufmännischen Verkehrs, man gibt die Ware und erhält den Preis (vgl. Vers 15).

Leider ist es in der Kirche nicht immer so geblieben, das böse Schlagwort „Religion ist Geschäft“ ist nicht ohne Schuld der kirchlichen Kreise entstanden. Gläubige und Klerus haben dazu beigetragen, Gläubige, indem sie die Religion als Aushängeschild benutzten, um Geschäfte zu machen, Kleriker, indem sie ihre ganze Amtsführung mehr geschäftsmäßig als seelsorglich aufzogen. Es ist sehr bedauerlich, dass das Geld Jahrhunderte lang im kirchlichen Leben, in den höheren Schichten noch mehr als in den unteren, eine große Rolle spielte, dass in gewissen Zeitepochen fast alles, sogar die höchsten Würden und Ämter für Geld zu haben waren. Simonie nannte man das. Es ist eine Verfremdung des Auftrags der Kirche. Zwar soll jeder, der dem Altare dient, vom Altar leben, er soll jedoch nicht reich werden dabei. Grundsätzlich gilt hier das Jesus-Wort: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben“ (Mt 10, 8). Verstehen die Priester ihr Amt so, werden sie umso höhere Wertschätzung im gläubigen Volk finden, und umso bereitwilliger wird das gläubige Volk für sie spenden.

Die Opferwilligkeit der Philipper hat Paulus nicht allein jetzt in der Gefangenschaft erfahren. Gleich nach seinem Weggang aus ihrer Stadt hat die treue Gemeinde ihm schon Hilfe geleistet:

„Ihr wisst, wie ihr mir einmal, ja, zweimal für meinen Bedarf nach Thessalonich geschickt habt“ (Vers 16).

Dass die Philipper sofort nach ihrer Bekehrung auf den Gedanken kamen, Paulus in dieser Weise zu unterstützen, lag wohl an ihrer Begeisterung für ihn und für das Evangelium, das er

ihnen gebracht hatte. Sicherlich spielte dabei aber auch die mütterliche Fürsorge der Purpurchändlerin Lydia eine Rolle, die von Anfang an eine bedeutsame Person in der Gemeinde von Philippi gewesen war. Diese Hilfe liegt nun bereits zehn Jahre zurück. Paulus aber hat sie nicht vergessen. Ob er später noch weitere Gaben erhalten hat, wissen wir nicht. Aus der Genauigkeit, mit der er hier seine Angaben macht, dürfen wir schließen, dass das nicht der Fall gewesen ist. Er lässt nicht durchblicken, dass er deshalb enttäuscht wäre. Nur betont er, dass er sich lebhaft und freudig an ihre anfängliche Spende erinnert.

Im Folgenden, in den Versen 17 - 20 spricht Paulus von der Frucht der Opferwilligkeit. Er erklärt, dass das, was die Opferwilligkeit leistet, ein Gewinn ist für den Spender (Vers 17), eine Freude für den Empfänger (Vers 18) und eine Ehre für den Geber alles Guten (Verse 19 - 20).

„Nicht als ob ich Geschenke suchte. Ich suche vielmehr den reichen Gewinn, der euch gut geschrieben wird“ (Vers 17).

Paulus erinnert an die früheren Spenden der Philipper. Diese Erinnerung hätte als Anregung zu weiterem Geben aufgefasst werden können. Deshalb betont er ausdrücklich, dass er nicht so verstanden sein will. Er sucht nicht für sich. Er möchte nur alle, die so willig und freudig gespendet haben, daran erinnern, dass der größte Nutzen ihrer Gabe ihnen selber zufließt. Das Opfer, das sie gebracht haben, bedeutet für sie keinen Verlust. Denn sie werden mehr von Gott wieder erhalten oder zurückerhalten, als sie gegeben haben. Paulus verwendet hier ein Wort aus der Geschäftssprache, wenn er sagt, dass der Gewinn den Philippern gutgeschrieben wird. Damit will er jedoch nicht sagen, dass Gott jedes gute Werk wie ein Kaufmann bucht und verrechnet. So hätten eher die Juden gedacht, deren Gesetzesgerechtigkeit und Lohndienst Paulus aber ausdrücklich bekämpft und verwirft seit seiner Damaskusstunde. Er will mit diesem Terminus den Philippern nur klar machen, dass ihre zeitliche Gabe ewigen Wert gewinnt. Durch die Liebe und Güte, die sie bei ihren Spenden beweisen, wird ihre Gemeinschaft mit Gott immer inniger. Sie werden Gott, der die Liebe selber ist, ähnlicher durch ihre Bereitschaft zu spenden. Sie nehmen so immer mehr an seinem Wesen teil. Daraus, aus solcher gesteigerten Gottähnlichkeit, aber geht erhöhtes Glück für die Ewigkeit hervor. Eben darin besteht das „Gutgeschriebenwerden“, dessen er die Philipper versichert. Jedes gute Werk trägt seinen Lohn für die Ewigkeit in sich. Aber dabei ist es nicht besonders vollkommen um des Lohnes willen die guten Werke zu verrichten. Wir tun das Gute aus Liebe und

um Gottes willen. Wir tun es, um unsere Gemeinschaft mit Gott zu vertiefen. Gott ist das höchste Gut, also tun wir im vollendeten Maß das Gute um des Guten willen, wenn wir es im Hinblick auf Gott vollbringen. Dass wir dadurch gleichzeitig unsere Verbindung mit Gott und unsere Seligkeit im Jenseits steigern, liegt an der Lebensgemeinschaft, die wir so mit Gott finden, weshalb man hier mitnichten von Lohndienerei sprechen kann oder von schnöder Selbstsucht, in der wir Gott mit guten Werken dienen. Mit unseren guten Werken erfüllen wir den Willen Gottes entsprechend jenem Vers aus dem Titusbrief: „...unser Heiland Jesus Christus hat sich für uns hingegeben, um sich ein Volk zu bereiten, das ihm wohlgefällt und eifrig ist in guten Werken“ (Titus 2, 14).

Wir sagten mit Paulus, dass die Opferwilligkeit ein Gewinn ist für den Spender und eine Freude für den Empfänger.

„Nun habe ich alles empfangen und besitze im Überfluss. Ich bin reich, nachdem ich durch Epaphroditus eure Gabe erhalten habe. Sie ist ein lieblicher Wohlgeruch, ein angenehmes, Gott wohlgefälliges Opfer“ (Vers 18).

Noch einmal entlehnt der Apostel hier eine Redewendung der Geschäftssprache. Das griechische Wort, das er für empfangen gebraucht, ist der stehende Ausdruck, mit dem der antike Kaufmann quittierte. Paulus quittiert somit den Philippern den Empfang ihrer Gabe und deutet durch diese geschäftliche Beziehung wieder an, dass sein Verhältnis zu ihnen auch auf einem gegenseitigen Geben und Nehmen beruht. Daraus können sie den Schluss ziehen, dass für sie eine Pflicht des Gebens besteht, weil sie von ihm empfangen haben. Um keinen Preis aber will Paulus ihnen damit nahe legen, dass sie noch weiter spenden. Deshalb folgt sogleich die Versicherung: „Ich bin reich. Ich besitze im Überfluss“. Diese doppelte Betonung seines augenblicklichen Wohlstandes verrät die dankbare Freude über die sorgenfreie Lage, in der er sich nun befindet.

Paulus weiß sehr gut, dass die Befreiung von den harten Sorgen des Lebens für jede apostolische Arbeit von großer Bedeutung ist. Deshalb nennt er die Liebesgabe der Philipper ein Gott angenehmes und wohlgefälliges Opfer, dessen Duft zum Himmel emporsteigt. Gut gemeinte Opfer sind Gott nicht gleichgültig. Zwar können sie Gottes Glück und seinen Reichtum nicht vermehren, aber sie zeigen ihm, dass die Menschen ihr Verhältnis zu ihm und zueinander

richtig sehen und beweisen, dass sie die Harmonie, die er im Himmel und auf Erden will, bejahen und pflegen.

Wenn wir nachdrücklich für Christus und seine Sache eintreten, sind wir selber ein Wohlgeruch vor Gott, ein duftendes Opferwerk vor dem Allerhöchsten, ganz gleich ob wir Erfolg haben oder nicht. In diesem Sinne erklärt Paulus im 2. Korinther-Brief: „Wir sind Christi Wohlgeruch bei denen, die gerettet werden, wie bei denen, die verloren gehen“ (2 Kor 2, 15).
- In jedem Fall ist die Opferwilligkeit der Philipper eine Ehre für den Geber alles Guten.

„Mein Gott aber wird euch alles, was ihr nötig habt, nach seinem Reichtum in Christus Jesus in herrlicher Fülle schenken“ (Vers 19).

Paulus ist selbst ein wohlgefälliges Opfer vor Gott geworden. Gott ist die Welt, in der er lebt, die Atmosphäre, in der er atmet. Er gehört diesem Gott und dieser Gott hat sich ihm ganz geschenkt. Er ist in Wirklichkeit sein Gott geworden. Deshalb sagt er nachdrücklich: „Mein Gott“. In diesem Gott hat jeder, was immer er braucht. Auch die opferwilligen Philipper wird Gott zur Teilnahme an seinem Reichtum führen. Tod und Sorge, die das religiöse Leben belasten, wird er von ihnen fernhalten und jedem das geben, was er nötig hat. Wo es uns scheint, dass Gott das nicht tat, handelte es sich um Dinge, die zu unserem wahren Glück nicht erforderlich waren.

Gott ist unendlich reich und seine Freude ist es, aus seinem Überfluss zu geben und zu spenden. Menschen, die wie die Philipper selbst gerne geben, werden dadurch besonders befähigt, von ihm beschenkt zu werden. Sie sind seine Kinder, gehören zu seiner Familie und haben Verständnis für die herrliche Fülle Gottes, die sich in Christus Jesus geoffenbart hat, sind doch in ihm die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes im herrlichsten Lichte erschienen.

Die Werke der Barmherzigkeit sind ein wesentliches Element der Nachfolge Christi. Wenn Gott uns in Christus reich machen will, müssen wir auch in ihm spenden und geben. Schon von Natur aus ist der edle Mensch geneigt, den Armen und Bedürftigen zu helfen. Das Christentum hebt das menschliche Mitleid auf eine höhere Stufe, lässt uns in dem Armen das Ebenbild Gottes, den Bruder in Christus sehen. In ihm beschenken wir Christus selbst. Deshalb bringt unsere Gabe uns vertiefte Verbindung mit Gott und reicheren Anteil an der Fülle Christi.

Paulus beendet seine Gedanken mit einem erhebenden Ausblick auf das glorreiche Ende aller Entwicklung. Er bringt seinen Brief damit zu einem würdigen Abschluss:

„Unser Gott und Vater aber sei gepriesen in alle Ewigkeit Amen“ (Vers 20).

Man hat den Philipper-Brief als das Hohe Lied der christlichen Freude bezeichnet. Was uns dieser Brief für die Verbindung von Hirt und Herde gesagt hat, findet seine Krönung und Vollendung im Reich des ewigen Vaters, der selber der beste Hirte ist und der da eingreift, wo die menschlichen Hirten versagen. Dabei zeigte Paulus uns, was die Macht einer Persönlichkeit vermag, die ganz vom Geiste Gottes erfüllt ist²⁰.

An dieser Stelle sei noch einmal ein Blick auf die Persönlichkeit des Apostels Paulus geworfen, deren Macht uns immer wieder in unserem Brief gegenübergetreten ist.

Jeder Mensch soll in seinem Leben zu einer Persönlichkeit heranreifen. Gott hat jedem Anlagen und Fähigkeiten verliehen, die er trotz aller Schwierigkeiten in seinem Leben zu betätigen vermag. Sind diese Anlagen besonders reich und die Schwierigkeiten, mit denen er ringen muss, ungewöhnlich groß, dann kann er eine Persönlichkeit werden, die alle anderen überragt und jeden mit Bewunderung erfüllt.

Der Schreiber unseres Briefes, Paulus, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes und Zeltmachers aus Tarsus, war ein ungemein begabter Mensch. Er hatte die römisch-griechische Bildung seiner Vaterstadt in sich aufgenommen, aber nicht minder die Jahrhunderte alte Kultur der Juden, die in dem gesetzestreuen Vaterhaus sorgsam gepflegt wurde. Er beherrschte beide Welten, und beide Welten sollte er umgestalten zu der alles umfassenden Welt des Christentums. Christus musste nach Golgotha gehen, um seine Mission durchzuführen. Darum sollte Paulus nicht als strahlender Heros und vergötterter Liebling der Menschen vor ihm hergehen, sondern all seine Mühen und Leiden bis zu dem blutigen Opfertod teilen. In der Damaskusstunde wurde aus Saulus Paulus. Unter schwersten inneren und äußeren Kämpfen hat er seine apostolische Persönlichkeit entwickelt. In harten Kämpfen vollzog er seine Bekehrung vom Pharisäismus zum Christentum. Damit verband er die Zügelung seines heißblütigen Temperamentes und das jahrelange Warten auf den Ruf Gottes und das Vertrauen der

²⁰ Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 178 - 193.

Gemeinden, bis Barnabas ihn nach Antiochien holte und mit ihm auf die erste Missionsreise ging. Härtere Kämpfe noch kostete die Loslösung des jungen Christentums vom Judentum, seine Umgestaltung zur Weltkirche, die neue glühende Ausdeutung, die Paulus der Lehre und der Person Christi gab.

Unausgesetzt musste Paulus mit Gott und mit den Menschen und mit sich selber ringen. Christus, für den er lebte und duldete, ließ ihn viel leiden, er schenkte ihm aber auch überreichen Trost. Somit reifte er heran zu dem gütigen Vater und weisen Lehrer der Gläubigen, zu dem Apostel, der alle verstand und der allen alles wurde um Christi willen, der aber auch unerbittliche Strenge kannte gegen hetzende Irrlehrer und unsittliche Gemeindemitglieder.

Gerade im Philipperbrief erkennen wir eindrucksvoll, dass nichts den Völkerapostel aus der Fassung bringen kann, weder äußere Entbehrungen (4, 12) noch die Selbstsucht eitler Prediger, die ihm in den Rücken fielen (1, 18) und erst recht nicht die schädliche Hetze verbohrter Judaisten (3, 2) oder das Versagen unmoralischer genussüchtiger Christen (3, 18). Er steht über allem und doch hängt er an allen in wahrhaft väterlicher Liebe und dankt mit rührender Innigkeit für jede Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wird. Er ist groß im Großen und nicht minder groß im Kleinen. Bei den Philippern sehen wir besonders klar, wie die Macht seiner Persönlichkeit wirkte.

Dankbar sollten wir das Bild festhalten, das unser Brief uns von seinem Autor vermittelte und wir sollten unsere eigene Persönlichkeit nach seinem Beispiel gestalten, ganz, wie Paulus es sich wünscht, wenn er schreibt: „Brüder, schaut auf jene, die so wandeln, wie ihr uns zum Vorbild habt“ (Vers 3, 17)²¹.

Der Schluss des Briefes umfasst die Verse 21 bis 23. Er enthält Grüße von Paulus und seiner Umgebung (Verse 21 und 22) und einen Segenswunsch (Vers 23).

Paulus beginnt den Schluss des Briefes mit den Worten:

„Grüßt in Christus Jesus jeden Gottgeheiligten“ (Vers 21).

²¹ Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 193 f.

Dem Segenswunsch am Anfang des Briefes entsprechen die Grüße am Schluss. Im Galater-Brief weist der Apostel ausdrücklich darauf hin, dass er die letzte Zeile selbst schreibe und besonders große Buchstaben mache (Gal 6, 11). Vielleicht hat er auch hier die Grüße eigenhändig unter den Brief gesetzt.

Die Grüße, mit denen die Menschen ihre Briefe schließen, werden naturgemäß um so herrlicher, je inniger sie sich mit dem Empfänger ihres Schreibens verbunden fühlen. Paulus hängt an den treuen Christen in Philippi. Was sie miteinander verbindet, ist nicht aus Fleisch und Blut geboren, sondern in Christus begründet. In ihm sind sie, der Hirt und die Herde, eine neue Einheit geworden und in ihm grüßt er sie.

Menschliche Grüße wollen die Innigkeit der bestehenden Verbindung nicht nur bekunden, sondern auch vertiefen. Deshalb sind sie in der Regel herzlicher gehalten als die anderen Sätze des Schreibens. Der Apostel will mit seinem Schreiben die Verbindung der Gemeinde mit Christus fördern, auch da, wo er von persönlichen und materiellen Dingen redet. Dem entspricht der Gruß „*In Christus Jesus*“. Er ist an jeden einzeln gerichtet. Denn jeder ist durch die Taufe Gott geheiligt und Glied des geistigen Leibes Christi geworden. Der Apostel kann die Einzelnen nicht mit Namen nennen, aber alle stehen vor seinem geistigen Auge, jedem drückt er im Geiste die Hand und freut sich, durch Christus eine lebendige Gemeinschaft mit ihm zu haben.

Man hat dem Christentum mitunter vorgeworfen, dass es seine Anhänger zu einseitig auf das Übernatürliche einstelle und dadurch die Beziehung von Mensch zu Mensch, vor allem die Liebe, die uns miteinander verbinden soll, einschränke und unterdrücke. De facto ist das Gegenteil der Fall. Das Christentum verklärt und vertieft im Prinzip jede natürliche Verbindung der Menschen untereinander und trägt dadurch wesentlich zur Veredlung der menschlichen Gesellschaft bei.

Paulus fährt fort:

„Es grüßen euch alle Brüder, die bei mir sind. Es grüßen euch alle Geheiligten, besonders die vom Hof des Kaisers“ (Vers 22).

In der Urkirche bestand zwischen den einzelnen Gemeinden eine innige Beziehung. Die Gemeinden lebten nicht gleichgültig nebeneinander, sie fühlten sich als die eine große Kirche Gottes als christliche Lebens- und Opfergemeinschaft. Deshalb grüßen an dieser Stelle alle Brüder, die bei Paulus sind, jene, die in seiner direkten Umgebung leben sowie alle, die zur römischen Gemeinde gehören. Viele von ihnen werden Philippi gekannt haben, denn zwischen Rom und Philippi bestand in damaliger Zeit ein reger Verkehr. In der schönen mazedonischen Stadt waren viele ausgediente Soldaten angesiedelt, die Rom kannten, vielleicht längere Zeit dort gelebt hatten. Als frühere Legionäre interessierten sie sich besonders für das, was am kaiserlichen Hof vor sich ging. Deshalb bestellt der Apostel eigens Grüße von den Christen, die am Hofe lebten. Es handelt sich bei ihnen nicht um Angehörige der kaiserlichen Familie, sondern um Hofbeamte und Diener, die zumeist Sklaven oder Freigelassene waren.

Wir haben hier das wertvolle Zeugnis, dass es schon unter Nero, dem ersten Christenverfolger, am Hof des Kaisers Christen gab. Ohne Zweifel haben die Gefangenschaft und der Prozess des Apostels sehr dazu beigetragen, das Christentum in der Umgebung des Kaisers bekannt zu machen. Die herzlichen Beziehungen, die in der Urkirche die Gemeinden verbanden, sind später nicht so immer geblieben. Das Streben nach Einfluss und Besitz hat oft genug störend gewirkt und die Menschen dazu gebracht, dass sie nur ihren eigenen Kirchturm sahen. Alle Hirten und alle Gläubigen, die in Selbstlosigkeit dazu beitragen, die ursprüngliche Einheit zu erneuern oder zu erhalten, handeln in jedem Fall im Geiste Christi.

Es folgt schließlich noch ein Segenswunsch:

„Die Gnade des Herrn Jesus Christus sei mit eurem Geist“ (Vers 23).

Am Anfang seines Briefes hat Paulus den Philippern Gnade und Friede entboten. Nun schließt er mit einem Segenswunsch, der einen ähnlichen Inhalt hat. Alles, was er getan und geschrieben hat, sollte der Erneuerung und Vertiefung der Gnade dienen. Wenn die Philipper und wir mit ihnen die Gnade bewahren, dann ist das Ziel der apostolischen Arbeit des Apostels erreicht.

Paulus hofft, dass er die Philipper wieder sehen wird. Bewahren sie die Gnade, dann geht diese Hoffnung mit Sicherheit in Erfüllung, wenn nicht auf Erden dann in der letzten beseligenden Gemeinschaft mit Christus. Die Gnade soll verbunden bleiben mit ihrem Geist, ihrem

Pneuma. Das Pneuma im Menschen ist die Seele als Trägerin der geistigen Fähigkeiten des Verstandes und des freien Willens. Pneuma im höchsten Sinne ist aber der Heilige Geist. Dieses göttliche Pneuma soll sich als Inbegriff aller Gnade mit der geistigen Seele seiner Christen verbinden und ihre Religion zu einer beseelten, über alle Formen hinausgehenden Gottesgemeinschaft machen. Wenn das geschieht, dann sind alle Wünsche des Apostels erfüllt, dann ist seine Herde in Wahrheit seine Krone und seine Freude im Herrn.

In manchen Handschriften steht am Schluss des Briefes noch ein Amen. Wenn auch nicht sicher ist, dass dieses Amen auch im Urtext gestanden hat, so entspricht es doch ganz der Hirtenliebe des Apostels, die sich mit aller Innigkeit danach sehnt, dass dieser Segenswunsch in Erfüllung geht.

Paulus hat uns in seinem Brief gezeigt, wie die Macht seiner Persönlichkeit auf die Philipper gewirkt hat. Er hat das weniger durch theoretische Darlegungen getan als durch den Einblick, den er uns durch den Brief in seine persönlichen Beziehungen zu den Philippern hat gewinnen lassen.

Ähnlich persönlich ist der zweite Korintherbrief gehalten, in dem er sich mit seinen Gegnern auseinandersetzt und manche bittere oder sarkastische Bemerkung macht. Dass er das im Philipperbrief nicht tut, liegt nicht allein an den anderen Verhältnissen, die dort bestanden. Denn auch in Philippi gab es Menschen, mit denen er nicht zufrieden war, die als Feinde des Kreuzes Christi lebten, deren „Gott der Bauch“ war. Trotzdem ist sein Ton im Philipperbrief viel ruhiger als im zweiten Korintherbrief. In jenem erscheint uns seine ganze Art viel abgeklärter als in diesem. In den sechs Jahren, die seit der Abfassung des Korintherbriefes vergangen sind, hat Paulus viel Hartes und Bitteres erlebt, hat er weitaus die meiste Zeit im Gefängnis verbracht und viel Ungerechtigkeit und Gemeinheit ertragen müssen. Durch diese Leidenszeit ist seine Seele reifer und tiefer geworden und zu einer noch innigeren Verbindung mit Gott gelangt.

Im Blick auf diesen Paulus und seine Entwicklung sollten wir alle uns in schweren Zeiten trösten und hinter allem Ungemach die Hand Gottes sehen, die uns bilden und formen, ver-

edeln und weiterentwickeln will. Denn wir wissen, dass jenen, die Gott lieben, alles zum Besten gereicht (Rö 8, 28)²².

²² Vgl. auch Josef Könn, Die Macht der Persönlichkeit. Schriftlesungen über den Philipperbrief, Einsiedeln 1952, 195 - 199.

BIRGITTAPREDIGT, GEHALTEN AM 23. JULI 2010

Birgitta von Schweden - sie lebte von 1303 -1373 - ist eine der bedeutendsten Frauen der Geschichte, nicht nur der abendländischen Geschichte. Papst Johannes Paul II. erhob sie zur Patronin Europas, zusammen mit Katharina von Siena und Edith Stein.

Sie entstammte dem nordgermanischen Adel. Ihr Vater wie auch ihr Gatte waren Ratgeber des Königs und Verwandte des Königshauses. Auf einem Herrenhof unweit von Uppsala wuchs sie heran und führte, wie es damals üblich war, ein bäuerliches Leben, freilich in großer Wohlhabenheit, aber dennoch arbeitsam und schlicht.

Schon früh fiel sie auf durch ihre Frömmigkeit, ihre Selbstlosigkeit und ihre Weisheit. Dabei war sie von hoher Intelligenz und lebhafter Phantasie. Der christliche Glaube war ihr so sehr zum innersten Besitz geworden, dass sie schon früh den Wunsch hatte, in ein Kloster einzutreten und ihr ganzes Leben dem Gebet und der Buße zu widmen sowie dem Aufbau des Gottesreiches in dieser Welt.

Bereits als Kind hatte sie Schauungen, sie schaute die Gottesmutter und den gekreuzigten Christus. Später, als sie ihr Leben gänzlich dem Gebet und der Buße widmete, wurden ihr solche Schauungen in ganz großem Stil geschenkt.

Als sie 11 Jahre alt war, wurde sie nach dem frühen Tod ihrer Mutter ihrer Tante anvertraut, die nüchtern und streng mit ihrer Nichte umging. Bei ihr musste sie eine harte Schule durchmachen. Als sie einmal des Nachts auf den Knien betend vor einem Kreuz von ihrer Tante überrascht wurde, erhielt sie eine Tracht Prügel ob solcher Überspanntheit, wie es heißt.

Damals fasste sie den Entschluss, nicht zu heiraten, um so besser der Einsamkeit und Stille leben und sich ungestört der Frömmigkeit hingeben zu können. Aber es kam anders. Gemäß dem Brauch ihrer Zeit wurde sie schon mit 13 Jahren mit einem Vornehmen ihres Landes verheiratet. Bis zu ihrem 35. Lebensjahr hatte sie bereits 8 Kindern das Leben geschenkt, vier Jungen und vier Mädchen, zwei davon starben als Kinder. Die Ehe verlief nicht ohne Krisen, aber sie war glücklich. Bei allen häuslichen Pflichten entwickelte Birgitta stark ihre geistigen Interessen. Sie las zusammen mit ihrem Gatten nicht wenige Bücher und diskutierte

darüber mit ihm. Als reife Frau lernte sie noch Latein, die Sprache der Gelehrten, um besser Zugang zur Wissenschaft zu finden.

Nach 25 Ehejahren wählte der Gatte das Ordensleben nach einer beschwerlichen Wallfahrt nach Santiago de Compostella, er starb jedoch schon ein Jahr später. Birgitta konnte nun ihren ursprünglichen Wunsch verwirklichen und sich ganz dem Gebet und der Buße hingeben und das Leben einer Ordensfrau führen. In diesen Jahren unterzog sie sich schweren Kasteiungen und führte sie ein entsagungsvolles Leben. Gott aber schenkte ihr nun immer neue Offenbarungen. Die schrieb sie in schwedischer Sprache nieder, und ihre Beichtväter übersetzten sie ins Lateinische.

Im Frühjahr des Jahres 1346 erhielt sie den Auftrag, einen neuen Orden zu gründen, den Erlöserorden, der noch heute in vielen Ländern der Erde existiert. Der Ausgangspunkt des neuen Ordens war Vadstena. Gemäß der Weisung Gottes übersiedelte sie nun jedoch schon bald nach Rom, wo sie machtvoll in der Weltgeschichte eintrat, im Jahre 1349. Es wurde ihr nicht leicht, die Wälder und Seen des Nordens mit der Fremde des Südens zu vertauschen. Aber sie gehorchte Gott, wie einst Abraham dem Anruf Gottes gefolgt war.

Das 14. Jahrhundert, in dem Birgitta lebte, war eine Zeit des Niedergangs in kirchlicher wie auch in gesellschaftlicher und in politischer Hinsicht, nicht viel anders als heute, vielleicht nicht ganz so schlimm wie heute. Damals begann die geschlossene Welt des Mittelalters auseinanderzubrechen, politisch, gesellschaftlich, geistig und religiös. Es begann das, was in der Reformation einen vorläufigen Höhepunkt erreichte, um dann in der Aufklärung im 18. Jahrhundert zur modernen Säkularisierung zu führen. Die Verhältnisse in Kirche und Welt waren trostlos in jener Zeit. Die Moral lag danieder, der Klerus war disziplinos und verkommen, Nonnenklöster glichen teilweise Bordellen, so schreibt sie selber.

Die furchtbaren Missstände in der Kirche minderten nicht den Glauben Birgittas und ihre Treue zur Kirche, im Gegenteil, sie verstärkten sie, sie machten ihr ihre Verantwortung bewusst und steigerten ihren Eifer für eine Erneuerung der Kirche ins Unermessliche.

Birgitta schrieb flammende Briefe an Bischöfe und Kardinäle. Sie nahm es in Kauf, dass ihr kühnes Auftreten ihr immer neue Feinde brachte. Sie trat hervor als Kritikerin der weltlichen wie auch der geistlichen Vornehmen, der Vertreter der Politik wie auch der Kirche, und

verwies sie auf ihre Doppelmoral und Unehrllichkeit. In der Zerrissenheit ihrer Zeit trat sie auf, richtend und warnend, Gottes Gebote verkündend und sein Strafgericht androhend, und erwies sich dabei als eine Prophetin im wahrsten Sinne des Wortes. Ob ihrer Schauungen und ihrer prophetischen Reden wurde sie verspottet, wenn sie mit scharfen Worten die Laster der Herrschenden, des Adels und des höheren Klerus geißelte. Als Hexe, als Zauberin und als Besessene bezeichnete man sie, um sie zu brandmarken und sie bloßzustellen. Ungeachtet dessen sprach sie jedoch in ihrem prophetischen Sendungsbewusstsein immer wieder vom Zorngericht Gottes.

Ihre apostolische und politische Aktivität, die sie angesichts der zahllosen Missstände entfaltete, war eine reife Frucht ihrer Gebete und ihres inneren Lebens.

Äußerst segensreich war ihr Wirken in den Jahrzehnten, in denen sie in Rom lebte, sofern sie sich um die Beendigung des hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich bemühte, sofern sie versuchte, den Papst zu bewegen, von Avignon wieder nach Rom zurückzukehren, sofern sie in Rom ein Hospiz für die schwedischen Pilger gründete und sich für die gestrandeten Frauen in der Ewigen Stadt einsetzte, um ihnen einen neuen Anfang zu ermöglichen.

Im Jahre 1370 pilgerte sie als Siebenundsechzigjährige noch nach Jerusalem, um drei Jahre später in Rom an der Seite ihrer Tochter Katharina, die ihr nach Rom gefolgt war, zu sterben, in jenem Kloster, das sie mehr als zwei Jahrzehnte zuvor in der ewigen Stadt gegründet hatte. Sie starb während einer heiligen Messe, nach dem Empfang der heiligen Kommunion. Sterbend machte sie sich die Worte des Gekreuzigten zu Eigen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Nachdem Birgitta zunächst für einige Monate in Rom ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte, wurden ihre sterblichen Überreste nach Vadstena zurückgebracht. Dort hatte sie ein Vierteljahrhundert zuvor mit ihrer Ordensgründung begonnen, dort hatte sie einst ihre Tochter Katharina als Äbtissin eingesetzt. Die Reiseroute führte damals von Rom aus durch Kärnten, durch die Steiermark und durch Nieder-Österreich über Brünn nach Danzig und von dort aus über das Baltische Meer. Nach fast einem Jahr erreichte man das Ziel mit dem kostbaren Sarkophag.

In den Akten ihres Heiligsprechungsprozesses wird Birgitta als tapfer und unerschrocken gerühmt, als ein Mensch von zugleich weiblicher Empfindsamkeit und männlich-harter Tatkraft, als ein Mensch mit edlen Umgangsformen und von hoher Bildung des Geistes.

Birgitta hat kein leichtes Leben geführt. Randvoll war es mit Leiden und Enttäuschungen. Aber sie war geduldig, und sie hat viel von sich verlangt. Vorbildlich war sie in ihrer Leidenbereitschaft und in ihrem Gebetsleben.

Die Heiligen siegen im Untergang. Das ist bei ihnen nicht anders als bei Christus selber. Gottes Kraft hat in der Welt die Gestalt der Ohnmacht. Überschaut man das Leben der heiligen Birgitta, wird man an das Christus-Wort vom Weizenkorn erinnert, das nur dann fruchtbar sein kann, wenn es in die Erde fällt und stirbt. Das Leben dieser Frau war eindrucksvoll. Wir sollten es aktualisieren, ein jeder von uns. Ein Zeitgenosse Birgittas, ein Florentiner Notar, schreibt 20 Jahre nach ihrem Tod: „Diese Frau war eine Sonne und ein erwähltes Werkzeug Christi ... ja, wir alle sollten von ihr lernen ...“. Amen.

JOSEPHSPREDIGT, GEHALTEN AM 24. JULI 2010

Der heilige Joseph ist einer der bedeutendsten Heiligen der Kirche. Ihm kommt der zweite Platz zu in der Hierarchie der Heiligen. Er steht neben der Mutter Jesu, denn diese beiden Menschen standen dem Erlöser in seinen Erdentagen näher als alle anderen. Sie sind aufs innigste mit dem Heilswerk der Erlösung verbunden und von daher privilegierte Zeugen des Christusmysteriums. Wir können Maria nicht recht lieben, ohne auch den Menschen zu lieben, der Maria nächst ihrem göttlichen Sohn näher gestanden hat als alle anderen Menschen. Er nahm Maria zu sich, weil sie einen Beschützer brauchte, einen Hüter ihres Geheimnisses. Gott hat ihn in besonderer Weise geführt, und er hat sich führen lassen. Er war stark in der Liebe zu Gott. Und wie mag er das göttliche Kind geliebt haben? Mehr als ein Vater sein eigenes Kind zu lieben vermag.

In den ersten 1000 Jahren des Christentums spielt die Verehrung des heiligen Joseph noch keine Rolle. Da verehrte man mehr die Heiligen der späteren Zeit der Kirche, vor allem die Märtyrer und die Bekenner. Die Verehrung des heiligen Joseph entfaltete sich dann mehr und mehr in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends. Noch stärker trat sie hervor in den Jahrhunderten nach der Reformation. Ihren Höhepunkt erlebte sie im 19. Jahrhundert. 1870 erklärte Pius IX. den heiligen Joseph zum Schutzpatron der Kirche. Seitdem haben die Päpste ihm immer wieder die Kirche anvertraut, besonders in für die Kirche schweren Zeiten. 1989 übergab Papst Johannes Paul II. der Kirche die apostolische Exhorte „Redemptoris Custos“, zu deutsch „Der Beschützer des Erlösers“, in der er die wichtige Bedeutung unseres Heiligen für die Kirche und für das Leben des einzelnen Christen hervorgehoben und nachdrücklich eine Ausweitung seiner Verehrung in der Kirche gefordert hat.

In den Evangelien erfahren wir nicht viel über den heiligen Joseph. Das Meiste, das wir von ihm wissen, steht zwischen den Zeilen, erschließen wir aus dem, was ausdrücklich über ihn gesagt wird in der Heiligen Schrift. Er war der Pflegevater Jesu und der Bräutigam der Gottesmutter. Dazu hatte Gott ihn auserwählt. Das Lukas-Evangelium berichtet schlicht, dass Jesus für den Sohn Josephs, eines rechtschaffenen Zimmermanns aus Nazareth, gehalten wurde (Lk 3, 23). Dem heiligen Joseph ist die Gnade zuteil geworden, zusammen mit Maria und dem göttlichen Kind drei Jahrzehnte in dem stillen Haus von Nazareth zu verbringen. In dieser Zeit hatte er einen nicht geringen Einfluss auf den menschgewordenen Gottessohn und

seine innere Entwicklung. Damals hat er ihn all das gelehrt, was ein Vater seinen Sohn lehrt, durch Worte und vor allem - wie es ein guter Vater tut - durch sein Beispiel. Wir dürfen davon ausgehen, dass Gott seinem Sohn einen ganz außergewöhnlichen Vater zur Seite gestellt hatte. Joseph durfte den Sohn Gottes in das irdische Leben einführen und ihm eine berufliche Ausbildung geben, er durfte ihn lehren, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Viele Jahre hindurch arbeiteten sie zusammen, Joseph und Jesus, vom Morgen bis zum Abend. Wie sich der Sohn mit dem Vater identifiziert, vor allem in den Jahren der Reife, so wird es auch Jesus getan haben. Das muss den Vater mit Freude und Stolz erfüllt haben.

Die Schrift charakterisiert den heiligen Joseph als einen Gerechten. Deshalb, weil er stets sein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt hat und seinen Aufgaben in Treue nachgekommen ist, alle Tage seines Lebens. Glaube und Gehorsam bestimmten dieses Leben. Joseph hörte auf Gott. Selbstlos fügte er sich ein in den Plan Gottes. Mit seinem großmütigen Herzen suchte er nicht seine eigenen Wünsche zu erfüllen, sondern einzig und allein und in allem den Willen Gottes. Er verzichtete auf das, was wir Selbstverwirklichung nennen - aus Liebe zu Gott. In heroischer Weise hat er sich dem Willen Gottes anheimgegeben. Nichts machte er aus seiner Person. Stets trat er zurück hinter seine Aufgaben. Als er von der göttlichen Berufung seiner Braut erfuhr und diese zu sich nahm, als er Zeuge der Geburt des Messias wurde, als ihm das Flüchtlingsschicksal auferlegt wurde, als er in Nazareth Jahrzehnte hindurch der Mutter und dem Kinde diente. Dabei war er einfach und ehrlich, demütig und vornehm, still und innerlich. Er schaute auf Gott und missachtete die Ehre vor den Menschen. Mit seinem gläubigen Herzen war er ganz dem Gebet hingeeben und machte selbst seine Arbeit zum Gebet. Er war ein Mystiker im wahrsten Sinne des Wortes.

In tiefer Gottverbundenheit lebte er die Selbstverleugnung. Damit erwies er sich als Jünger Jesu, schon bevor dieser mit seinem öffentlichen Wirken begonnen hatte. Wir müssen ihn als den ersten Jünger des Messias verstehen, so wie wir Maria als die erste Jüngerin verstehen.

Durch sein Leben ist der heilige Joseph beispielhaft für uns, und dank seiner Stellung in der Heilsordnung ist er ein mächtiger Fürsprecher für uns. Wir dürfen auf ihn schauen und ihn Vater nennen, wie Jesus auf ihn geschaut und ihn Vater genannt hat, und wir dürfen uns ihm und seiner Sorge anvertrauen, wie Jesus sich ihm anvertraut hat.

Der Heilige, der einst dem irdischen Jesus so eng verbunden war, ist auch dem mystischen Leib Christi, der Kirche, dem fortlebenden Christus, zutiefst verbunden. Daher sehen wir in ihm nicht nur ein Vorbild und einen Fürsprecher im Blick auf unser persönliches Leben, sondern auch den Schutzpatron der Kirche. Ausdrücklich hat ihn Papst Pius IX. im Jahre 1870 als solchen proklamiert. Eingedenk dessen sollten wir uns in für die Kirche schweren Zeiten an ihn wenden. Vielleicht ist er in der fundamentalen Krise, in der sich die Kirche heute befindet, überall auf dem Erdkreis, die Rettung.

Mit der innigen Beziehung des heiligen Joseph zur Kirche ist auch sein Bezug zur heiligen Eucharistie gegeben. In diesem Geheimnis stellt sich die Kirche dar, und gleichzeitig baut sie sich in ihm auf. Wie die Marienverehrung und die Eucharistie zusammenhängen, so steht auch die Josephsverehrung in einer innigen Beziehung zur Verehrung der heiligen Eucharistie, zur Feier der heiligen Messe und zur Anbetung des eucharistischen Herrn.

Schon die Verbundenheit des heiligen Joseph mit Maria ist Grund genug für den Christen, ihn mit besonderer Liebe zu verehren, ihm große Aufmerksamkeit zu schenken und seiner Fürsprache außergewöhnliches Vertrauen entgegenzubringen.

Nicht zuletzt ist auch das zu bedenken: Wir verehren den heiligen Joseph als den Patron der Sterbenden. Unsere Sterbestunde ist die wichtigste Stunde unseres Lebens. Wenn wir uns dem heiligen Joseph anvertrauen, erfleht er uns einen guten Tod. Gibt es einen größeren Reichtum? Nichts ist bedeutender für uns als das, bestimmt doch die Todesstunde unsere ganze Ewigkeit.

Der heilige Joseph ist der Patron der Sterbenden, weil ihm die Gnade zuteil geworden ist, mit dem sichtbaren Beistand Jesu und Mariens diese Welt zu verlassen, aus dieser vergänglichen Welt in die unvergängliche Ewigkeit hinüberzugehen. Es dürfte kein Tag vergehen, an dem wir nicht aufschauen zum heiligen Joseph und an dem wir ihn nicht anrufen. Er ist unser Fürsprecher, er führt uns zu seinem Pflegesohn, er ist der Schutzherr der Kirche und der Patron der Sterbenden. Amen.

PREDIGT ZUM 17. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 25. JULI 2010

Das Evangelium des heutigen Sonntags beschäftigt sich mit dem Bittgebet. Wir erfahren in ihm, um was wir Gott bitten und in welcher Haltung wir unsere Bitten vor Gott hintragen sollen.

*

Im ersten Teil unseres Evangeliums lehrt Jesus seine Jünger das Vaterunser, das hier in einer Kurzfassung wiedergegeben wird. Die längere Fassung, die uns vertraut ist, findet sich im Matthäus-Evangelium. Bei näherer Betrachtung erkennen wir: Das Vaterunser ist nicht nur ein Gebet, es ist auch eine Schule des Gebetes, denn es zeigt uns die Grundlinhalte unserer Gebete auf und ihre rechte Ordnung.

Zunächst ist es, wenn wir auf das Vaterunser blicken, bemerkenswert, dass wir in ihm gelehrt werden, Gott unseren „Vater“ zu nennen. „Abba“ hat Jesus in seiner aramäischen Sprache seinen Vater im Himmel genannt, wohl immer hat er ihn so genannt. Und ihn so zu nennen, hat er auch seine Jünger gelehrt, wenngleich der Vater im Himmel für ihn in anderer Weise der „Abba“ ist als für seine Jünger, weshalb er oftmals zu ihnen von meinem und eurem Vater gesprochen hat.

„Abba“ ist eine familiäre Anrede. So haben in Palästina zur Zeit Jesu die Kinder ihren Vater vertraulich angedet. Demnach sollen wir vor Gott hintreten wie Kinder vor einen guten Vater hintreten, in kindlichem Vertrauen, aber auch in kindlicher Hochschätzung, auch in kindlicher Hochschätzung, das wird oftmals vergessen in der Verkündigung und in der Praxis unserer Gebete.

Dann erfahren wir im Vaterunser, dass wir Gott zunächst die auf ihn bezüglichen Anliegen vortragen sollen, dass sein Name durch die Menschen geheiligt werde und dass sein Reich komme. Das will sagen: Gott möge bewirken, dass alle Menschen ihm gehorchen und ihn anbeten. Damit sind wir schon bei der dritten Vaterunser-Bitte, welche die ersten zwei Bitten gewissermaßen zusammenfasst. Wenn Gottes Wille in dieser Weise geschehen soll, dann müssen wir bei uns selber beginnen. Wenn wir aber so beten, dann können wir nicht unseren Willen suchen und im Blick haben, unseren vordergründigen Vorteil, unser oberflächliches Wohlergehen, den Erfolg im Geschäft und unser Ansehen bei den Menschen. Dann muss uns

wichtiger als all das der Wille Gottes sein. Nur solches Beten bringt uns letzten Endes auch den inneren und den äußeren Frieden und eine bessere Welt.

An der Spitze unserer Gebete muss stets die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes stehen. Das aber setzt voraus, dass alle Menschen auf Gott hören. Wir können nicht um das Kommen des Reiches Gottes beten und gleichzeitig das Reich des Menschen bauen wollen, das unser Elend letzten Endes doch nur vertieft und ausweitet.

Die erste Hälfte des Vaterunsers lehrt uns, dass Gott immer im Mittelpunkt unseres Betens und all unseres Strebens stehen muss, nicht wir selber oder sonst etwas. Schon an diesem Punkt müssten wir alle sehr nachdenklich werden.

Wenn wir aber zuerst das Reich Gottes suchen und seine Gerechtigkeit, dann dürfen wir auch unsere persönlichen Anliegen vor Gott hintragen. Und Gott wird sie erhören. Daran erinnert uns die zweite Hälfte des Vaterunsers.

In der Bitte um das tägliche Brot ist die leibliche Not angesprochen. In der Bitte um die Vergebung der Sünden und um die Bewahrung vor der Versuchung ist die Not der Seele angesprochen. Die Not der Seele ist in der Regel drückender als die Not des Leibes. Dabei werden ihre eigentlichen Wurzeln indessen oft nicht einmal erkannt. Wäre das der Fall, dann hätte das Bußsakrament einen höheren Stellenwert bei uns.

Freilich können wir nicht erwarten, dass Gott uns vor der Versuchung bewahrt, wenn wir selber verantwortungslos andere in sie hineinführen oder uns gar so etwas wie einen Sport daraus machen. Auch kann die Bitte um die Vergebung nicht ernsthaft sein, wenn wir gewissenlos leben und nicht alles tun, um die Sünde zu meiden und in der Sünde Vergebung zu finden.

Im zweiten Teil unseres Evangeliums erfahren wir, wie es um die Erhörung unserer Gebete steht und in welcher Haltung wir beten sollen.

Jeder von uns hat wohl schon einmal das Bewusstsein gehabt, dass Gott sein Gebet erhört hat, aber häufiger mag die Erfahrung gewesen sein, dass unsere Gebete nicht erhört wurden, dass

wir sie ins Leere hineingesprochen haben. Wie ist das aber zu vereinbaren mit der Versicherung Jesu, dass Gott alle unsere Gebete erhört?

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir uns im Gebet in eine andere Welt begeben, in eine Welt, in der andere Gesetze gelten. Und wer sich mit Gott einlässt, muss dessen Maßstäbe übernehmen. Gott überhört kein Gebet, aber er hört es und er erhört es in dem Umfang und in der Weise, wie es für uns am besten ist, am besten im Hinblick auf unser ewiges Heil. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn er unsere Gebete anders erhört, als wir es uns vorgestellt haben. Gott ist eben weder ein Automat noch ein Sklave des Menschen. Gott hört unsere Bitten so, wie ein guter Vater die Bitten seiner Kinder erhört, aus einer tieferen Einsicht heraus, von einer höheren Warte her.

Eines aber schenkt uns Gott immer als Frucht unserer Gebete, den Heiligen Geist. In diesem Geist können wir uns immer neu dem Gebet zuwenden, finden wir die Kraft, das Unsere zu tun, damit Gott uns erhören kann, und dankbar alle Gaben aus der Hand Gottes entgegenzunehmen, auch wenn wir uns zunächst andere erträumt hatten.

*

Wenn Gott im Mittelpunkt unserer Gebete steht, wenn Gott und seine Anliegen ihr erster Inhalt sind, dann werden wir auch in der rechten Haltung beten. Wir werden uns dann zu Gott hinaufbeten und nicht mehr versuchen, Gott auf unsere Ebene herabzubeten. Wir werden uns nicht beirren lassen in unserem Beten, wenn Gott uns nicht so erhört, wie wir es uns gedacht hatten. Auch wenn es legitim ist, dass wir all unsere persönlichen Anliegen vor Gott hintragen, müssen wir im Gebet doch von uns selber loskommen. In erster Linie geht es im Gebet darum, dass wir Gott in seiner Güte und Hilfsbereitschaft, aber auch in seiner majestätischen Größe anerkennen und uns so in seine Hände fallen lassen, vertrauend und demütig, dass wir vor Gott hintreten wie gut geratene Kinder vor einen guten Vater hintreten. Amen.